

BAYERISCHE AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN  
PHILOSOPHISCH-HISTORISCHE KLASSE  
SITZUNGSBERICHTE · JAHRGANG 1987, HEFT 5

---

KARL SCHEFOLD

# Die Religion des Archäologen J.J. Bachofen

Vorgetragen am 5. Juni 1987

MÜNCHEN 1987  
VERLAG DER BAYERISCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN  
In Kommission bei der C. H. Beck'schen Verlagsbuchhandlung München

ISSN 0342-5991  
ISBN 3 7696 1547 6

© Bayerische Akademie der Wissenschaften München, 1987  
Druck der C.H. Beck'schen Buchdruckerei Nördlingen  
Printed in Germany

Zum Jahrestag seines Todes  
am 27. November 1887

Johann Jakob Bachofen steht fremd in unserer Neuzeit. Die Neuzeit glaubt an den Fortschritt, er glaubte an Gott. Nur aus diesem religiösen Kern seines Wesens kann man sein Werk verstehen. Er hat diesen Kern in seinem 36. Jahr, 1851 am deutlichsten in seinem Buch „Griechische Reise“ ausgesprochen, das er nicht selbst veröffentlicht hat<sup>1</sup>. Er war zu vornehm, dies Innerste preiszugeben und zerreden zu lassen. Und doch kann man sein veröffentlichtes Werk nur aus diesem Innersten deuten. Nur so kann man die „großartige Unnahbarkeit“ durchstoßen, die Lesern seiner Hauptwerke rätselhaft geblieben ist.

## 1. Die Griechische Reise

Bachofens Vorfahren waren durch sechs Generationen Herren im Basler Seidenbandgewerbe, der Hauptquelle des Basler Wohlstandes. Stattliche Häuser auf dem Münsterhügel gehörten der Familie, mit

---

<sup>1</sup> Johann Jacob Bachofen, Griechische Reise. Herausgegeben von Georg Schmidt. Heidelberg 1927. Neuausgabe versprochen in: Johann Jacob Bachofens Gesammelte Werke, herausgegeben von Karl Meuli Band 9. Erschienen sind von dieser Ausgabe: Band

- 1, 1943: Antrittsrede, Politische Betrachtungen über das Staatsleben des römischen Volkes, Beiträge zur Geschichte der Römer, Politische Aufsätze zur Zeitgeschichte.
- 2, 1948: Das Mutterrecht. Erste Hälfte
- 3, 1948: Das Mutterrecht. Zweite Hälfte.
- 4, 1954: Versuch über die Gräbersymbolik der Alten.
- 5, 1951: Die Sage von Tanaquil, mit den zugehörigen Beilagen und verwandten Stücken.
- 7, 1958: Die Unsterblichkeitslehre der orphischen Theologie. Römische Grablamphen.
- 8, 1966: Antiquarische Briefe.
- 10, 1967: Briefe.

Im Folgenden wird nach den Seitenzahlen dieser Ausgabe zitiert. Der neunte Band wird auch die „Autobiographischen Aufzeichnungen“ enthalten, die H. Blocher im Basler Jahrbuch 1917, 295 ff. veröffentlicht hat (im Folgenden „Autobiographie“).

Ein Literaturverzeichnis gibt A. Cesana, Johann Jakob Bachofens Geschichtsdeutung, Diss. Basel 1983. Dazu jetzt Th. Gelzer, Bachofen, Bern und der Bär, in: Jagen und Sammeln, Festschrift für Hans-Georg Bandi zum 65. Geburtstag. Hgg. von R. Fellmann, G. Germann und K. Zimmermann, Bern 1985, 97 ff.



reichen Kunstsammlungen, so das spätbarocke „Weiße Haus“ am Rheinsprung. Bachofens Eltern ließen durch Melchior Berri 1826 auf dem Areal der ehemaligen Domprobstei ein Haus errichten, in dem jetzt die Erweiterung des Basler Antikenmuseums eingerichtet wird. In dieser neuen Domprobstei hat der 1815 geborene Bachofen von seinem elften bis zu seinem fünfzigsten Jahr gewohnt. 1865 zog er aus, damals heiratete er die schöne, leidenschaftlich geliebte Elisabeth Burckhardt, die dreißig Jahre jünger war. Bei Bachofens Rühmen des weiblichen Wesens wird man immer an diese Ehe denken. Elisabeth Bachofen-Burckhardt hat ihren Mann bis 1920 überlebt. Sie hat die Gemäldesammlung der Familie klug bereichert und zusammen mit Bachofens Antikensammlung den Basler Museen vermacht. Für den Lebensstil des Paares Bachofen-Burckhardt charakteristisch ist das 1870 erworbene vornehme Haus am Münsterplatz, das nach einer abgebrochenen St. Johannskapelle heißt. Vom kaiserlichen Bau des Münsters ist Bachofens Haus nur durch den Kastanienhain getrennt. In diesem Haus ist Bachofen am 27. November 1887 gestorben, um 4 Uhr früh, in der Stunde, in der er sich jeden Tag an seinen Schreibtisch gesetzt hatte, um zu arbeiten. Nun gehörte er einer anderen Welt.

Auf die Unsterblichkeit der Seele hatte er wie Goethe immer vertraut. Seine „Griechische Reise“ spricht gleich auf der ersten Seite sein Vertrauen mit Goethes Versen aus: „Des Menschen Seele gleicht dem Wasser: Vom Himmel kömmt es, zum Himmel steigt es, und wieder nieder, zur Erde muß es, ewig wechselnd“. Bachofen bekennt nach diesem Zitat: „wie könnte ich stehen, wüßte ich nicht, daß alle Kreatur harret des Herrn: Ich habe immer gehofft und hoffe immer von neuem“. Ein Entbehren, ein Hoffen deutet er am Anfang der Reise immer wieder an.

Bald begegnet er auf dieser Reise Bauten einer großen verschollenen Kultur, die wir heute die mykenische nennen. Später hat er sie mit den kolossalen Megalithbauten des Mittelmeergebiets verglichen. Die Klassizisten empfanden so kyklopische Werke als fremd, aber Bachofen ahnt hier eine Frömmigkeit, die seinem innersten Suchen verwandt ist. Seine Ahnung hat sich bald nach seinem Tod durch die Entdeckung der kretischen Mutter der mykenischen Kultur wunderbar bestätigt, denn hier haben Göttinnen und Frauen eine Bedeutung, die auch in der klassischen Kultur noch nachwirkt.

Das Erlebnis der mykenischen Bauten antwortet auf Bachofens Entbehren. Er spürt hier, wie er sagt, „ein lebendiges Gefühl unserer Unterordnung unter eine höhere Weltordnung, ein Gefühl, welches die fruchtbarste Quelle der Tugend ganzer Völker sowie einzelner Personen ist“. Er fand im alten Heidentum tiefere Frömmigkeit als in Zeitgenossen, die ihren Fortschrittsglauben für christlich hielten.

Seit seinen ersten Studien sieht Bachofen immer deutlicher als Aufgabe seines Forschens, den religiösen Kern der Geschichte der Menschheit zu verstehen, wie er es am schönsten in einem Entwurf zu seinem Werk „Gräbersymbolik“ ausgesprochen hat (4, 525). Auch die heidnischen Kulturen sah er auf dem Weg zur Offenbarung des Evangeliums. So sah Paul Tillich in unserem Jahrhundert in der Gewißheit seines Glaubens auch die Heiden durch Gott gelenkt. Andere Theologen meinen die Wahrheit des Evangeliums verteidigen zu müssen. Bachofen war sie selbstverständlich. Er suchte in Mythen, Symbolen und allem geistigen Geschehen die Stimme der höheren Fügung zu vernehmen. Hier fand er eine reiche Wirklichkeit, für welche die herkömmliche Kirchensprache keine Worte hatte. Ihm konnten die heidnischen Symbole ebenso bedeutsam sein wie die biblischen. Diese Offenheit für die göttliche Allgegenwart ist das Geheimnis der Schönheit seiner eigenen Sprache.

Sein Glaube ruht auf einer Grunderfahrung, die er mehrfach ausspricht: Der Topf setzt den Töpfer voraus, die Schöpfung den Schöpfer. Dazu kommt eine zweite: keine Saat geht auf, sie werde denn zuerst begraben, ein Gleichnis unserer eigenen Bestimmung. Das Gestalthafte allen Lebens ist das größte Wunder: aus jenem Kern wird ein Kirschbaum, aus diesem Korn eine Ähre. Die Religionen haben die Urphänomene verschieden gedeutet. Bachofen sah keinen Grund, sich von der christlichen Deutung zu entfernen, die ihm durch seine Ahnen überkommen war. Ehrfurcht vor allen großen Überlieferungen war ihm selbstverständlich und die Kritik durch seine selbstbewußten Zeitgenossen war ihm bedenklich. Er versucht, die großen Texte der Menschheit aus seinen Grunderfahrungen zu verstehen. Seine Methode nennt er eine naturforschende, weil sie ganz objektiv orientiert ist und weil er in der Natur selbstverständlich Gottes Schöpfung verehrt und seine Sprache vernimmt. Die pietistische Empfindsamkeit, die in Basel die Herzen gewonnen hat-

te, ist ihm ebenso fremd wie das moderne Heidentum, das man ihm törichterweise zugeschrieben hat.

Aus der Eigenart seiner Religiosität erklärt es sich, daß er nicht der reformierten Münstergemeinde Basels angehörte, sondern der französischen reformierten Gemeinde, deren strenge konservative Haltung ihm mehr zusagte. Ihre Gottesdienste besuchte er regelmäßig und er gehörte seit 1879 ihrem Vorstand an. In der fremden Sprache mochte er von der ursprünglichen Kraft der heiligen Texte mehr spüren als in der verbrauchten Theologensprache. Alle antiken Texte waren ihm ehrwürdig, denn durch alle großen Werke des Geistes kann Gott zu uns sprechen. So hatte die spätantike Kunst Christus als Lehrer gesehen, von den antiken Weisheitslehrern nur durch seine göttliche Jugend unterschieden. Weil Bachofen im Deuten der antiken Quellen Treue zur Überlieferung forderte, war ihm die kritische Wissenschaft unsympathisch, die es wagte, große Vergangenheit mit den Maßstäben einer verkommenen Gegenwart zu messen. Niebuhrs Verwerfung der kaiserzeitlichen Nachrichten von der Frühgeschichte Roms war ihm vertraut, aber bald wurde er zum entschiedenen Gegner der nachromantischen kritischen Altertumswissenschaft, die das Bild der alten Welt mit modernen Vorstellungen verfälschte<sup>2</sup>.

Die pietistische und die sogenannte fortschrittliche Theologie befremdeten auch Jakob Burckhardt, den drei Jahre jüngeren Schulkameraden Bachofens. Obwohl der Patrizier Bachofen und der Pfarrersohn Burckhardt sich persönlich nicht nahestanden, sehen wir heute das Verbindende. Beide waren sich bewußt, wie sich der leichtfertige Optimismus der Fortschrittswelt von der Frömmigkeit der alten Kulturen entfernte. Die alten Heiden waren eher auf dem Weg zur Offenbarung als die Trivialität von Predigten, die so viele aus den Kirchen vertrieben. Burckhardt hielt sich in Platons Tradition an den Abglanz des Göttlichen in der irdischen Schönheit. Bachofen ging in seinem Spätwerk, der „Unsterblichkeitslehre der orphischen Theologie“ so weit, zu sagen, die Schönheit der religiösen Idee sei es, die überhaupt die künstlerische Kraft erzeuge und bestimme. Sogar die Wandlung des Stils folge der Wandlung der Religion<sup>3</sup>.

Hier hätten sich Bachofen und Burckhardt finden können. In der

---

<sup>2</sup> Dazu zuletzt Cesana a. O. 82 ff.

<sup>3</sup> 7, 207.

Autobiographie sagt Bachofen<sup>4</sup>: „Dem Umgang mit Winckelmanns Werken danke ich eine der schönsten Blüten, welche das Leben mir überhaupt geboten hat“ . . . Die Kunst „verwirklicht im Bilde jenes Maßhalten, das dem Aristoteles als das wahre Wesen der Tugend erschien“. „Philologie ohne den Umgang mit Kunstwerken bleibt ein lebloses Skelett“. Bachofen und Burckhardt standen in einer unausgesprochenen Opposition gegen die Empfindsamkeit, die sich damals in Basel in der Schätzung der nazarenischen Kunst äußerte. Man hat vor kurzem gezeigt, daß es Burckhardt nicht lange in der Kommission des Basler Kunstmuseums ausgehalten hat, weil sie ihm zu nazarenisch gestimmt war. Durch seine Vorlesungen und Vorträge hat Burckhardt bewirkt, daß diese Stimmung in Basel durch einen echten Humanismus abgelöst wurde. Hier ist sein erstes großes Denkmal die Umwandlung des engen Treppenhauses im Museum in einen Festsaal durch die Wirkung von Böcklins Fresken.

Jedoch war in Bachofen das religiöse Empfinden stärker als das künstlerische. Er zog deshalb, wie er sagt, Werke vor, bei denen „die Forderung der Schönheit und Formvollendung den höheren Ansprüchen des religiösen Gedankens untergeordnet ist . . . denn das bloß Ästhetische ist ein Maßstab nur für sittlich geschwächte Geschlechter<sup>5</sup> . . . In seinen Gräbern ist das Altertum am größten. Waren doch die Gräber ewige Wohnungen, die Häuser der Lebenden bloße Nachtlager auf den täglich wechselnden Stationen der irdischen Reise . . . Wir haben kaum mehr eine Ahnung davon, welche Rolle in den Städten des Altertums Tempel und Grabanlagen spielten. . . . Denn der Mensch . . . kann nicht nur im Geiste anschauen, er muß seine Hingabe an die Gottheit durch schöne Werke teils bestätigen, teils kräftigen. Dadurch hat er nach und nach seinen Städten und Landschaften eine Mannigfaltigkeit heiliger Gebäude geschenkt, die selbst, was der rege Eifer des christlichen Mittelalters . . . hervorgeufen, noch bedeutend hinter sich läßt . . . Wie weit ist von diesem Geiste der unsrige abgewichen . . . Wer seiner eigenen Religion spottet, kann die der alten Welt auch nicht würdigen: und wer für sich selbst den sicheren und festen Grund verloren, der kann auch keinen Sinn haben für eine Zeit und ein Volk, denen das Göttliche einzige

---

<sup>4</sup> Autobiographie 318.

<sup>5</sup> 3, 1050f.

Norm, einzigen Inhalt allen Lebens bildete . . . Im Gegensatz dieser Frömmigkeit und des modernen Materialismus liegt das große Geheimnis des Wachstums und Verfalls der Staaten: in ihm der einzige Maßstab, nach dem die Geschichte der Völker gemessen und aufgefaßt werden darf: er bildet die einzig wertvolle Philosophie der ganzen Historie . . . Nenne die Gottheit, wie du willst. Sie bleibt immer anonym. Worauf es allein ankommt, ist daß der Topf sich beuge vor dem Töpfer, das Gemachte vor dem Schöpfer . . . Sieh näher zu, und du wirst in jeder der polytheistischen Göttergestalten den Monotheismus finden. Im Grunde liegt in jedem der Gebilde die ganze Fülle der Gottheit zur Einheit gestaltet vor uns“<sup>6</sup>.

Was Bachofen hier meint, ist nicht der Urmonotheismus, den Ethnologen eine zeitlang glaubten, bei Naturvölkern überall nachweisen zu können. Die Religionswissenschaft drückt das heute anders aus. Für den Frommen ist der Gott, dessen Macht und Gnade er erfährt, der Eine Gott. Der Betende kann in diesem Einen Gott auch die Mächte erfahren, die andern Menschen in andern Gestalten erscheinen. Das fürs Leben Entscheidende ist die Erfahrung dieses Einen Gottes und die Verantwortung vor ihm. So erfahren wir in der Dreifaltigkeit Vater, Sohn und Heiligen Geist. Siegfried Morenz hat nachgewiesen, daß die Lehre von der Dreieinigkeit nicht zufällig in Alexandria formuliert worden ist: sie entspricht ägyptischer theologischer Tradition<sup>7</sup>, Bachofens Frömmigkeit ist durch kein Dogma begrenzt; er öffnet sich der ganzen göttlichen Wirklichkeit.

Als Beispiele der antiken heiligen Gebäude hat Bachofen das klassische Theater von Epidauros, die mykenischen Burgen Tiryns und Mykene und das schönste der Kuppelgräber bei Mykene ausgesucht, das man das des Atreus nennt. Dafür hat er die Beschreibung seiner Peloponnesreise zu einem Kunstwerk ausgearbeitet, aber der folgenden Reise von Athen nach Mittelgriechenland die Form des Tagebuchs belassen, weil er dort keine mykenischen Denkmäler mehr sah. Aus der wundervollen Beschreibung Mykenes kann ich nur wenige Stellen herausheben, die Bachofen charakterisieren: „Ein Befestigungssystem, das in der Verbindung natürlicher und künstlicher Anlagen, in der Einfachheit und Größe seiner Werke, und in der

<sup>6</sup> Griech. Reise a. O. (oben Anm. 1) 137 ff.

<sup>7</sup> S. Morenz, Ägyptische Religion (1960) 270 ff.

Unzerstörbarkeit des angewendeten Materials, den auf Ewigkeit gegründeten Sinn der ältesten Menschheit aufs sichtbarste beurkundet . . . (Das Löwentor liegt) am Ende eines langen und tiefen Ganges, der wohl mehr als irgend ein anderer Teil der Festung den Begriff zyklopischer Kraft, Kunstfertigkeit und Unverwüstlichkeit lebendig erregt. Auch ist das Mauerwerk nirgends sonst so regelmäßig und kunstvoll gefügt wie hier: vollkommen horizontale Schichtung der quadratförmig behauenen Werksteine bildet hier die Regel. Ich weiß nicht, warum der Anblick verlassener Städte gerade beim Anblick ihrer Tore so ganz überwältigend wirkt. Die Kraft des Löwen ist das beste passendste Symbol dieses stolzen Werkes . . . Sinn- und bedeutungslose Symbole sind dem höheren Altertum fremd . . .“

„Seine tieferen Gedanken hat der Mensch allererst durch Zeichen ausgesprochen, und diese Zeichen bot ihm die Erde in ihren Tieren und Gewächsen, sowie in den geometrischen Formen mancher ihrer leblosen Produkte. Jedes dieser Dinge galt ihm als Offenbarung einer besonderen Idee . . . Überall wird dadurch ein religiöses Gefühl angeregt und hervorgerufen . . . (Die Lehre von der Vogelschau) ruht mit der Symbolik auf der gleichen Grundlage. Es ist beides Offenbarung der Gottheit durch die Dinge der Natur. Ein Glaube, der aus der ältesten Zeit der Menschheit stammt, wo dieses höchste der irdischen Geschöpfe sich selbst noch in der vollsten Harmonie der ganzen übrigen Schöpfung fühlte und . . . die stille Sprache ihrer Formen und der Bewegung, die in ihr herrscht, ahnungsvoll zu erfassen wußte“.

Aus solchen Schilderungen der „Griechischen Reise“ spricht das Wesen des damals 36-jährigen am unmittelbarsten zu uns. Jedes Erlebnis kann ihm ein Sinnbild seines Glaubens werden. Die Kirche des Heiligen Andreas bei Patras ist die Nachfolgerin eines Heiligtums der Demeter. Wie Persephone von Hades geraubt und ihrer Mutter zurückgegeben wird, ist, wie Bachofen sagt, „ein Sinnbild des Samenkorns, das in der Erde Schoß zurückkehren muß, um aus ihr verjüngt zu erstehen, und Gleichnis unserer eigenen Bestimmung. Denn was gesät wird, kann nicht lebendig werden, es sterbe denn. So hat das Altertum in seinen Mythen dunkel geahnt, was uns Christus klar verkündet . . .

Das Wasser einer nahegelegenen schönen Quelle wird als heilkräf-

tig betrachtet. Den Alten galt jeder Quell für geweiht und jede Quellnymphe als wohltätige, daher auch weissagende Göttin... Verschwunden ist jede Erinnerung an das göttliche Wesen... aber erhalten hat sich der Glaube an eine wunderbare Naturkraft, deren göttlicher Vermittler... jetzt der christliche Märtyrer geworden ist“.

Vom Fortschreiten der Menschheit auf dem von Gott begonnenen und verheißenen Weg unterschied Bachofen scharf den materiellen Fortschritt, den die liberalen und radikalen Parteien verheißen. Wohl hatte er ein Herz für die soziale Not. Das bezeugen seine liebevollen Schilderungen des Volkslebens. Aber die materialistische Richtung des Bürgertums haßte er ebenso wie die modernistischen Richtungen in Theologie und Philologie. So sagt er: „Ich liebe die Völker und Zeiten, die nicht für den Tag arbeiten, sondern in all ihrem Schaffen die Ewigkeit vor Augen haben“ (Autobiographie 322). „Wie töricht ist es doch, die Fortschritte unserer abendländischen Kultur so hoch und die Völker, die ihrer teilhaftig sind, so glücklich zu preisen. Ist es nicht alles mehr Schein als Wesen, mehr Trug als Wahrheit?... Wie häufig muß man hören: durch den riesenmäßigen Fortschritt der technischen Fähigkeiten werde der Mensch zu der Hoffnung berechtigt, zuletzt noch ganz der Natur zu gebieten. Aber statt ihr Meister, werden wir mit jedem Tag mehr ihr Sklave“. Bachofen gibt diesen Sätzen noch größeres Gewicht, indem er mitteilt, er habe sie im Anblick der Berge des verschneiten Peloponnes aufgeschrieben, die ihm ein Symbol der großen verschollenen frommen Kultur waren. Am Samstag Abend habe er diese Sätze geschrieben, „an dem die ganze Natur allwöchentlich die Vollendung des Schöpfungswerkes von neuem zu feiern scheint“.

Auch in der Natur vernimmt Bachofen überall die Sprache Gottes. Die höchste Schönheit und jede Vollendung nennt er Attribute der Gottheit bei der Beschreibung der Aussicht von Akrokorinth: „Wie ein Teppich vor dem Altar ausgebreitet dehnt sich die funkelnde See zu Füßen von (Parnass und Helikon), die ihre schneebedeckten Häupter hoch in den Äther erheben, und wirklich unbeschreiblich schön ist der Gegensatz des tiefen Blaus der Meeresflut zu dem glänzenden Schneegewand der Berggipfel, das unter den leuchtenden Strahlen der Morgensonne zu einer weißen Wolke, umflossen von dem Violettduft des Äthers, sich zu verklären scheint“. Da denkt man an

Hölderlins Hyperion und von diesem könnte der Satz gesprochen sein: „Schien es mir doch, als kehrte auch ich nach langer Irrfahrt in das Land meiner Heimat zurück“. Zu diesem Morgenbild möchte ich noch die Abendschilderung in Mykene zitieren: „Die feierliche Stille, welche so gut zu verlassenen Stätten ehemaliger Geschlechter paßt, begleitete jenen Augenblick, da die Sonne, von einem Meere purpurner Glut umgossen, in den Schluchten der westlichen Berge hinabsank“.

Im Süden fiel es Bachofen leichter, die Sprache Gottes in der Schöpfung zu vernehmen, als später im grauen Norden. Von dort ist eine Notiz im Nachlaß erhalten, in der er sich mahnt<sup>8</sup>, „Gott sollen wir nicht in der Natur sondern in uns finden, wo er viel größer, tiefer, vernehmlicher spricht“. Aber dieser Satz ist vereinzelt; wie anders, ganz im Sinn der Klassik, klingt eine letzte Stelle, die wir aus der „Griechischen Reise“ anführen: „Die Verbindung von Wasser und Land, von Berg und Meer zu einem Ganzen, in welchem keiner der beiden Bestandteile sich dem andern unterordnet: alles wirkt in gleichem Grade zusammen und weiht uns so, gleich beim ersten Schritte, den wir tun, ein in ein Geheimnis, ich möchte sagen den Genius der hellenischen Natur und alles hellenischen Lebens überhaupt, der in dem Zusammenwirken und in dem Ebenmaß aller Teile besteht, wo alles sich gegenseitig ergänzt, beschränkt und läutert. Was dem Altertum und allen seinen Schöpfungen den großen Charakter leiht, ... jene Verbindung der höchsten Fülle mit dem höchsten Maße, woraus die Vollendung von Form und Inhalt gleichsam von selbst sich ergibt, das findet sich unter jenem Himmelsstriche in der leblosen Natur vorgebildet und aus ihr erst in den Geist des Volkes übertragen“. Schöner kann man die Klassik nicht schildern, ganz im Sinn Winckelmanns, dessen die Autobiographie Bachofens so dankbar gedenkt.

## 2. Bachofens Wendung von der Politik zur Lehre

Zu den Stellen aus der „Griechischen Reise“, die wir gehört haben, könnte man noch andere anführen, die Thomas Gelzer (in seiner

---

<sup>8</sup> 10, 229,1.



sorgfältigen Rezension der Ausgabe der Briefe Bachofens im 10. Band der Gesammelten Werke) geradezu mystische Visionen genannt hat<sup>9</sup>. Bachofen spricht in der Autobiographie so beglückt von seiner ersten Romreise 1842, als habe er damals eine Art von Bekehrung erlebt. Um die damalige Wendung im Schaffen Bachofens zu verstehen, müssen wir seinen Lebensweg verfolgen.

Die Frömmigkeit, die wir aus den bisherigen Zeugnissen kennen gelernt haben, muß dem jungen Bachofen selbstverständlich gewesen sein, aber sie fand jene ergriffene Sprache erst, als er 1840 von seinen Studienreisen zurückgekehrt war und sah, in welchem Gegensatz seine religiöse Überzeugung zu den modernen liberalen und radikalen Bewegungen trat, denen er auch in der Heimat begegnete. Den Keim der neuen Sprache finden wir schon in der Antrittsrede, die Bachofen 1841 hielt, nachdem er heimgekehrt, kaum 26 Jahre alt, zum Ordinarius für Römisches Recht ernannt worden war. Er bekennt hier, er sehe „in der unerschöpflichen Vollkommenheit der Geschichte“ nicht einen „Trümmerhaufen halbzerstörter Schöpfungen menschlicher Willkür“, sondern ein Werk, von dem das Alte Testament sagt, daß es Gott wirke von Anfang bis zu Ende“ (Prediger 3,11; vgl. 7, 96). Die wahre historische Betrachtung mache nicht wie die Aufklärung ihre Vernunft zu ihrem Gotte, sondern sie bediene sich der Vernunft nur „zur Erkenntnis dessen, was die Gesamtvernunft des Menschengeschlechts und die vereinte Anstrengung aller Jahrhunderte geschaffen“ habe.

Wer so spricht, hat keine Bekehrung nötig, wohl aber erhält seine Sprache seit der Begegnung mit Rom ein neues Leuchten. Dies Leuchten paßt zum Glanz seines bisherigen Lebenswegs. Das Basler Gymnasium habe in ihm einen seiner besten Schüler seit seiner Gründung gebildet, berichtet sein Lehrer Franz Dorotheus Gerlach. Von ihm sagt Karl Meuli in seiner Biographie, der schönsten Basler Geistesgeschichte, die wir besitzen (sie steht im Nachwort zu seiner Neuausgabe von Bachofens „Mutterrecht“)<sup>10</sup>: „Noch keiner hatte in Basel die Ideen des Neuhumanismus mit solchem Feuer und solchem

---

<sup>9</sup> Th. Gelzer, Die Bachofen-Briefe, Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 19, 1969, 777ff. Mehr auf Meulis Wegen hat Gelzer in dem Anm. 1 genannten Aufsatz Bachofen gedeutet.

<sup>10</sup> 3, 1011 ff. Über Gerlach besonders 1048; vgl. auch 1026.

erzieherischem Pathos verkündigt wie der junge Gerlach . . . Für ihn war seine Wissenschaft die Quelle sittlicher und geistiger Kraft, ein Bollwerk gegen die Hohlheit der Moderne“.

Bachofen hat Jurisprudenz studiert, weil er sich als ältester Sohn seines vornehmen Geschlechtes und als Erbe seines Handelshauses für ein öffentliches Wirken bestimmt sah. Ferner verstand er das Studium des römischen Rechts immer als einen Teil seines Studiums der Altertumswissenschaft. Schon daraus spricht seine Ehrfurcht vor dem Ganzen der großen Überlieferungen der Menschheit. Er hörte zunächst in Berlin August Boeckh, Leopold von Ranke und vor allem Friedrich Carl von Savigny, die Schöpfer einer neuen Geschichtswissenschaft. In Göttingen hat er 23-jährig sein Studium mit einer ausgezeichneten Promotion abgeschlossen. Dann folgte je ein Jahr in Paris und in England, vor allem in Cambridge. Er wollte die dortige Pflege und Lehre des Rechts kennen lernen. Mehr als die „eiskalte Vornehmheit Oxfords“ habe ihn, wie er sagt, der angenehme Umgang, die Ruhe und Stille von Cambridge angezogen. An der Kultur der Mahlzeiten habe er den Rang der Colleges zu unterscheiden gelernt, in denen er zu Gast war. Er nahm aber auch täglich an den Gottesdiensten in Christ Church teil und wurde zu allen Feierlichkeiten eingeladen. Man hat die Eleganz seiner Erscheinung und seines Gesprächs, die Gabe der Schilderung oft gerühmt, dazu seine Gewandtheit in der französischen, englischen und italienischen Sprache, wenn er seine Briefe an Gervasio auch lieber lateinisch als italienisch schreibt. Seine Belesenheit ist erstaunlich, von Bacon und Mirabeau bis Kant und Goethe. Seine Exzerpte im British Museum füllen drei dicke handschriftliche Bände.

Als er dann 1840 im Alter von 25 Jahren nach Basel zurückkehrte, wurde er mit großen Hoffnungen empfangen. Er wurde nicht nur zum Professor ernannt, sondern 1842 zum Richter im Kriminalgericht berufen, 1844 in den Großen Rat gewählt. Und doch legte er schon nach drei Jahren seine Ämter nieder, abgesehen vom Richteramt, das er 25 Jahre behielt, weil er den sachlichen Umgang mit Mitbürgern aller Stände und Altersstufen schätzte. Auch bemerkt er, daß das Strafrecht mehr als andere Teile der Rechtswissenschaft „auch dem tieferen Seelenleben des Menschen angehört und in die Geheimnisse seiner rätselhaften dunklen Gründe hineinführt, in die nur die Religion Licht bringen kann“, wie er an anderer Stelle be-

tont<sup>11</sup>. Auf anderes Wirken in der Öffentlichkeit verzichtete er, weil er sie unheilbar dem modernen Fortschrittswahn verfallen fand.

Nicht nur die revolutionären Bewegungen in den Nachbargebieten bestimmten ihn zu seinem Entschluß. In Basel selbst beunruhigte ihn eine liberale Bewegung, obwohl sich doch gerade hier eine gebildete Aristokratie ungewöhnlich lange in der Regierung behauptete. In der Autobiographie bekennt er: „Die Lehre von der Volkssouveränität steht meiner tiefsten geschichtlichen und religiösen Überzeugung entgegen . . . Weil ich eine höhere Weltordnung annehme, der allein die Souveränität und Majestät zukommen kann“. Er fürchtete die Auflösung aller der Bande, welche des Menschen Seele an ein Höheres knüpfen und die wilden Leidenschaften niederhalten, die auf dem Grund der Seele lauern. Er liebt in der alten Schweiz die „auf Selbstregierung ruhende Freiheit eines tapferen, frommen, gottesfürchtigen Volkes, das seine Vorfahren höher stellt als sich, mit der Vergangenheit nie bricht und seiner Nachkommen mehr gedenkt als seines augenblicklichen Genußes“. Damit fordert Bachofen keine Reaktion, sondern er sucht die Welt neu zu sehen. Dabei geht er von der Entdeckung aus, daß das ganze alte Denken und Leben auf religiösem Grund ruht: ja, er hofft, „es werde sich ihm am Ende dieser Bahn etwas von dem göttlichen ewigen Gehalt der menschlichen Gedanken enthüllen“.

Bachofens Verzicht auf öffentliches Wirken entsprang also nicht einer sogenannten Bekehrung, wie man gemeint hat. Schon in der Antrittsrede erklärt er die einzigartige Stellung des römischen Rechts aus Gottes Plan in der Geschichte<sup>12</sup>. Aber er kam zur Überzeugung: „Wenn die materielle Richtung zur Herrschaft kommt, muß die Wissenschaft wieder ein Priestertum werden“. Solche Bekenntnisse behielt er für sich, denn er wäre nicht verstanden worden. Aber sie gaben seiner Sprache die Leuchtkraft, die Meuli und Gelzer geschildert haben. Meuli sagt von Bachofens Verzicht: »Wie Platon trat er vor dem Ungewitter beiseite, um die Dinge ihrem hoffnungslosen Verderben zutreiben zu lassen, aber so wenig wie Platon war es ihm gegeben, unpolitisch zu bleiben. Politisch im platonischen Sinn, nämlich besorgt um den ganzen Menschen, ist er als ausgesprochen

---

<sup>11</sup> Autobiographie 337.

<sup>12</sup> 1, 9.21. Oben S. 14.

religiöse Natur immer gewesen“. Die „Griechische Reise“ bezeugt gleich zu Beginn, wie schwer dem Politiker Bachofen der Verzicht wurde: „Kann den, der sich zu einem Amte berufen fühlt, etwas ihn tiefer Berührendes treffen, als wenn ihm unmöglich wird, dies eine auszuüben? . . . Aber das muß genommen werden, damit nichts bleibe was von dem Einen Großen abziehen könnte, das allein wert war“. Das Eine Große ist die Religion.

In Bachofens Forschen sind drei Perioden zu unterscheiden. Die erste, die Studienzeit seit 1835 wird schon 1841 mit der Ernennung zum Basler Ordinarius abgeschlossen. Die zweite Periode beginnt mit dem Verzicht auf ein öffentliches Amt und dauert bis zur Hochzeitsreise nach Rom 1865. Nun treten neben die juristischen Werke die über die römische Geschichte, über das Mutterrecht und die Gräbersymbolik. Dazu gehören die großen Aufenthalte im Süden, seit 1842 fünf längere Aufenthalte in Rom, 1851 die Griechische Reise und zahlreiche kleinere. In der dritten Periode von 1865 bis 1887 erhält sein Forschen weltgeschichtliche Weite, in der „Unsterblichkeitslehre der orphischen Theologie“ und in den für die Ethnologie so wichtigen „Antiquarischen Briefen“. Auf dieses Reifen von Bachofens Weltbild hat man bisher zu wenig geachtet.

Was bisher über seine Grundhaltung zu sagen war, stützt sich auf Quellen aus der mittleren Periode, die Antrittsrede von 1841, die Griechische Reise von 1851 und die Autobiographie von 1854. In der Antrittsrede: „Das Naturrecht und das geschichtliche Recht in ihren Gegensätzen“ gibt Bachofen der historischen Betrachtung seines Lehrers Savigny eine Tiefe, die nur begreifen kann, wer in der inneren Bindung an ein Höheres das sieht, was den Menschen unter den Lebewesen auszeichnet. Dabei ist Bachofen sich immer bewußt, auf der Suche nach der Sprache Gottes in der Geschichte zu sein. Dieses Suchen unterscheidet ihn von Apologeten des Christentums wie dem klugen Reaktionär Friedrich Julius Stahl, aber auch vom selbstbewußten Optimismus Hegels. Jedoch verbindet es Bachofen mit Hegel, daß er sein Studium des römischen Rechts auf eine Totalanschauung des antiken Lebens gründet. Nur sie kann zu einem Verständnis des tieferen Sinns der Geschichte helfen.

Aus dieser Auffassung ist Bachofens erstes Hauptwerk hervorgegangen, die mit Gerlach verfaßte „Geschichte der Römer“ von 1850. Die mythische Geschichtsbetrachtung der Historiker der römischen

Frühzeit kann helfen, uns von den modernen Wertungen zu befreien, die seit Niebuhr und Mommsen üblich sind. Den Mythos nennt Bachofen die Sprache der Urzeit, das Gewand der Geschichte, das ihr Wesen verdeutlicht<sup>13</sup>: „Wir lassen der Urzeit ihr wunderbares Gewand, in das sie sich selbst gekleidet: wir freuen uns des Reichtums, mit welcher die Phantasie eines gotterfüllten hochbegabten Volkes seine Ursprünge geschmückt, wir lassen dem Altertum sein Recht, die Gottheit auf Erden herabzuziehen, das Wunder ist uns kein Ärgernis, die Vielgestaltigkeit der Erzählung kein Anstoß, denn alles dieses ist nur das Kleid, ist nur das Gleichnis, ist der Ton, der aus einer früheren Kulturstufe zu uns herüber tönt“.

Das Kühne, in die Zukunft Weisende von Bachofens Geschichte der Römer beruht darauf, daß er der anmaßenden, auf ihre Fortschritte stolzen Gegenwart eine Kultur entgegenstellt, die ihr in ihrem innersten religiösen Wesen entgegengesetzt ist. Das ist etwas grundlegend anderes als die Verklärung der Vergangenheit, die man bei Romantikern findet. Die Kühnheit des Unternehmens ist wichtiger als seine historischen Irrtümer, denn diese betreffen nur das politische Funktionieren der Kultur, nicht ihr Wesen.

Aus den historischen Untersuchungen Bachofens ist schließlich das Buch „Die Sage von Tanaquil“ 1870 hervorgegangen: an dieser geheimnisvollen Königin aus der Frühgeschichte Roms, der Trägerin göttlicher Weihe, sollte gezeigt werden, wie sich Bachofens ehrfürchtige Behandlung der Überlieferung von der Mommsens unterscheidet; er sagt bitter (2, 29): „die edelsten Erscheinungen der Geschichte auf die niedersten Motive zurückzuführen, bildet schon lange eine Lieblingsidee unserer Altertumsforschung“. Dagegen rühmt er die prüfungslose gläubige Unterordnung unter die Tradition „als beste Bürgschaft der Zuverlässigkeit selbst später Berichte“.

Meinem Basler Kollegen von Ungern-Sternberg verdanke ich die Kenntnis einer Abhandlung, die in einem Colloquium über „Vergangenheit in mündlicher Überlieferung – Oral Tradition – Oral History“ im August in Augst vorgetragen werden soll.<sup>14</sup> Hier erklärt

<sup>13</sup> 1, 268 ff. 6, 409 ff.

<sup>14</sup> Zu der von Ungern-Sternberg genannten Literatur kann ich Dank dem Verfasser hinzufügen: F. Solmsen, „Aeneas founded Rome with Odysseus“, Harvard Studies 90, 1986, 93 ff. und für die archäologischen Quellen mein im Druck befindliches Buch

er die Übereinstimmung der Nachrichten von Roms Frühzeit aus fester mündlicher Tradition der römischen Führungsschicht und insbesondere der Pontifices. Im gleichen Sinn sagt Bachofen: „Auf allen Gebieten der (antiken) Altertumsforschung herrscht dieselbe Genauigkeit im Festhalten und Fortpflanzen der Überlieferung, dieselbe Scheu, an die Reste der Vorzeit frevelnde Hand anzulegen“. Was die Dichter und Historiker der augusteischen Zeit von der Urgeschichte Roms überliefern, gibt wieder, was schon die große Zeit der römischen Republik im 5.–3. Jahrhundert als mythisches Vorbild der eigenen politischen Situation sah. Dieses mythische Bild wird uns heute durch archäologische Quellen noch anschaulicher<sup>15</sup>.

Bachofen war diese mythische Deutung wichtiger als das bloß historisch Richtige. Er hat seine Methode in einer Abhandlung begründet, die 1951 zum erstenmal veröffentlicht wurde: „Die Grundgesetze der Völkerentwicklung und der Historiographie“. Der Herausgeber E. Kienzle rühmt die reinen klaren Linien des großartigen Denkbauwerks<sup>16</sup>. Bachofen erkannte im römischen Glauben „an die göttliche Einsetzung der obrigkeitlichen Gewalt das einzig dauerhafte Fundament jedes Staatswesens“. „Das römische Volk ist ganz von dem Glauben an eine fortlaufende ununterbrochene Offenbarung der himmlischen Mächte durchdrungen . . . Die staatliche Gestaltung ist ihr reinster Ausdruck, ihre vollendetste Schöpfung“.

Man sollte sich nicht daran stoßen, daß er das Wort „Offenbarung“ auf den sakralen und charismatischen Charakter des antiken Königtums anwendet und den König gar den „Gesalbten Gottes“ nennen kann. Später wird er vorsichtiger im Gebrauch biblischer Wendungen als in der jugendlichen Begeisterung jenes Buches. Er bleibt aber mit Francis Bacon überzeugt<sup>17</sup>, „daß jede ernste Untersuchung notwendig zu den Wahrheiten der christlichen Offenbarung hinführt“. Man sollte diese Zuversicht nicht als ein Dogma auffassen, sondern als den Kern eines unaufhörlichen Suchens nach dem göttlichen Sinn des Daseins.

---

„Die Sagen von den Argonauten, Theben und Troia in der klassischen und hellenistischen Kunst“.

<sup>15</sup> K. Schefold, Die römische Wölfin und der Ursprung der Romsagen, in *Provincialia*, Festschrift für R. Laur-Belart (1968) 428ff. Ders., Die Sagen a. O. Abb. 323.

<sup>16</sup> 6, 409ff.

<sup>17</sup> Schon 1, 9f.

Es scheint mir gerade für unsere heutige Betrachtung wichtig zu sein, daß er sein Suchen nicht in herkömmliche kirchliche Wendungen zwingt. Er erweist jedem geschichtlichen Phänomen die ihm zukommende Ehrfurcht auch in der Sprache; ja, dies macht gerade den Reichtum und die Schönheit seiner Sprache aus. Man hat an der Darstellung des römischen Staatsrechts die „Leuchtkraft der Schilderung und den edlen Ernst des Stils“ gerühmt, und in der bewundernswert umfassenden historischen Topographie Mittelitaliens die Gabe<sup>18</sup>, „ereignisreiche Landschaft, nicht nur als Schöpfung Gottes und als Stätte menschlichen Schicksals, in ihrer Schönheit und Bedeutsamkeit zu empfinden“. Wer Bachofens Schilderung der Aussicht vom Monte Cavo, dem Gipfel der Albanerberge, gelesen hat, wird sie nie vergessen. Die Schönheit der Sprache stammt aus echter Ergriffenheit, während die trockene Sprache anderer Autoren die fehlende Einbildungskraft mit Ordnungsliebe und Tüftelei zu ersetzen versucht.

Was Bachofen am wichtigsten war, hat er in Rom 1848 während der dortigen Wirren in einer Schrift gestaltet, die er nicht ganz vollendet und nicht veröffentlicht hat, weil er nicht verstanden worden wäre. Noch heute ist diese Schrift fast unbekannt, obwohl sie 1943 im ersten Band der Gesammelten Werke veröffentlicht wurde<sup>19</sup>. Sie heißt „Politische Betrachtungen zum Staatsleben des römischen Volkes“. Es geht ihm darin um eine Idealvorstellung des menschlichen Staates, ja der großen und ewigen Grundlagen der menschlichen Gesellschaft überhaupt. Er hoffte bei der Niederschrift, heute könne uns das Leben des römischen Volkes, „wenn in dem rechten Lichte dargestellt, zum rettenden Beispiel werden“.

Im ersten Abschnitt über die göttliche Grundlage des römischen Staates rühmt er England, das als einziger Staat die „Unantastbarkeit der Staatsgrundlagen als Axiom des Staatsrechts festgehalten“ habe. Im folgenden Abschnitt, „Die Gottheit als oberste Staatsgewalt“ rühmt er als „Kern und Grund der römischen Größe die gewissenhafte Beobachtung und Erforschung des höheren Willens der unsterblichen Mächte“. Im dritten Abschnitt, „Die Weihe der Magistratur“ wagt er die Behauptung, daß die Tatsache staatlicher Ord-

---

<sup>18</sup> P. Von der Mühl 1, 499.

<sup>19</sup> 1, 25 ff.

nung „keine Schöpfung des Menschen, sondern ein Ausfluß der höheren göttlichen Weltordnung“ sei; man könnte sagen: mit dem Menschsein, dem „Zoon Politikon“ des Aristoteles sei auch die staatliche Ordnung ein Element der göttlichen Schöpfung. Im vierten Abschnitt vergleicht er die Lehre des römischen Rechts von der ununterbrochenen Fortpflanzung der Auspizien mit der katholischen Kirche, deren „jeweiliger Oberhirt“ durch ununterbrochene Tradition mit dem göttlichen Gründer verbunden ist. Sieben weitere Abschnitte behandeln die Struktur des Staates und ihre Bewahrung, die aristokratische Gesellschaftsordnung als eines der Fundamente der römischen und der englischen Gesellschaft und die Legitimität, die der Regierung allein schon mehr Kraft verleiht als die höchste persönliche Begabung eines Regenten.

Denn die Legitimität beruht auf „der Achtung eines von menschlicher Willkür unabhängigen höheren Rechts“. „Revolutionen, Staatsumwälzungen sind nur berechtigt, wenn sie bedrohte vaterländische Überlieferungen retten. „Damit wird sich stets ein Gefühl religiöser Erhebung und der Blick auf die ewigen Mächte verbinden, welchen der Schutz des Rechtes am Herzen liegt . . . „Keine sogenannte philosophische Betrachtungsweise der Staatsverhältnisse vermag zu leisten, was Herkommen und Zucht vermögen, denn sie sind die Grundlage des römischen Wesens und der römischen Größe . . . In allem Gewordenen liegt eine höhere Offenbarung. Das Leben eines Volkes, seine Sitten und Gebräuche, seine ganze Anschauungsweise sind mitnichten eine freie menschliche Schöpfung sondern im vollsten Sinne ein Ausfluß der Gottheit“. Der sogenannte Aberglaube, der jede Erscheinung der Natur als Kundgebung des göttlichen Willens zu deuten versucht, ist die Wurzel der „höchsten und besten römischen Eigenschaften“. Auch Goethe hat einmal gesagt, daß er solchen Aberglauben weit dem Unglauben vorziehe.

Der zwölfte und letzte Abschnitt behandelt ein Thema, von dem Bachofen sagt, es werde heute entweder nicht verstanden oder als unpraktisch belächelt; er meint „die Liebe in den bürgerlichen Verhältnissen . . . In den Zeiten eines frischen und gesunden Staatslebens ist gar vieles auf Zuneigung und Liebe gestellt, in den Zeiten des Verfalls auf die scharfe Spitze von Recht und Gesetz. Aber Recht und Gesetz trennt die Menschen, während die Liebe sie untereinander verbindet“. Sie bildet immer noch „das stärkste Band der Vereini-



gung unter den Ständen“. Man denkt an Hölderlins Hyperion: „Liebe gebär die Welt, die Freundschaft wird sie wiedergebären“.

Bachofen hat die in gehobener Sprache und kunstvoller Komposition ausgearbeiteten Politischen Betrachtungen von 1848 nicht veröffentlicht, so wenig wie die Griechische Reise von 1851 und die Autobiographie von 1854. Er verbarg das Herz seines Lebenswerkes, weil er bemerkte, daß Opposition gegen den Fortschrittwahn mehr erbittert als nützt. Nur in Zeitungsberichten hat er auf die Folgen des sogenannten Fortschritts hingewiesen. Diese Aufsätze sind mit den „Politischen Betrachtungen“ im ersten Band der Gesamtausgabe von 1943 bequem zugänglich, werden aber heute noch kaum beachtet. Immerhin hat Konrad Lorenz, ohne von Bachofens Warnungen zu wissen, 1973 jene Folgen des Fortschritts unter den acht Todsünden der Menschheit aufgeführt, die unter der Maske der Wohlfahrt alles Leben auf der Erde bedrohen, und schon 1964 war das mutige Buch von Friedrich Wagner erschienen: „Die Wissenschaft und die gefährdete Welt“<sup>20</sup>.

Von den Sieben Todsünden der kirchlichen Lehre unterscheidet Lorenz eine achte, die Aufrüstung der Menschen mit Kernwaffen. Diese Sünde sei leichter zu vermeiden als die übrigen, weil man auf die Atomenergie verzichten kann, während die andern Sünden mit der unheimlichen und schwer faßbaren Übervölkerung der Erde zusammenhängen. Bachofen und Lorenz nennen als eine der Ursachen den Verlust der Tradition und ihrer religiösen Grundlagen. Wie für Bachofen legitimes Herkommen und seine Zucht ein Ausfluß der göttlichen Weltordnung ist, so nennt Lorenz als lebensnotwendig „Konservativität im Festhalten des einmal Erprobten“. Es sei ein Irrglaube, man könne Kultur auf rationalem Weg erzeugen und den ungeheuren Schatz von Wissen und Weisheit über Bord werfen, der in den Traditionen der alten Kulturen und in den Lehren der großen Weltreligionen enthalten ist. Bachofen zeigt, wie durch die Zerstörung der ständischen Ordnung die Massengesellschaft entstanden ist, in der nach Lorenz „die höchsten und edelsten Eigenschaften und Fähigkeiten des Menschen, gerade jene, die wir als spezifisch

<sup>20</sup> K. Lorenz, Die acht Todsünden der zivilisierten Menschheit (1973). Dazu F. Wagner, Weg und Abweg der Naturwissenschaft (1970). Das ganze Gewicht der Verantwortung wird in der Marbacher Ausstellung „Literatur im Industriezeitalter“ mit ihrem zweibändigen Katalog (1987) sichtbar.

menschlich empfinden . . . untergehen. Alle Fortschritte . . . wirken sich „in entsetzlicher und paradoxer Weise zum Verderben der Menschheit aus“.

Aus der Erfahrung weiß man, daß die Menschen zwar vor dem Gesetz gleich, aber von Natur denkbar verschieden sind; ganz im Sinn Bachofens sagt Lorenz (78): „Anerkennung überlegenen Ranges ist kein Hindernis für Liebe. Die Erinnerung sollte jedem Menschen sagen, daß er als Kind solche Menschen, zu denen er emporsah und denen er sich . . . unterwarf, nicht weniger, sondern mehr geliebt hat als Gleichrangige oder Untergeordnete“. In der Masse aber verschwindet die Liebe, welche die Rangstufen verband. Es verschwindet aber auch der Sinn für die Schönheit der Schöpfung (28): „Die allgemeine und rasch um sich greifende Entfremdung von der lebenden Natur trägt einen großen Teil der Schuld an der ästhetischen und ethischen Verrohung der Zivilisationsmenschen. Woher soll dem heranwachsenden Menschen EHRFURCHT vor irgend etwas kommen, wenn alles, was er um sich sieht, Menschenwerk, und zwar sehr billiges und häßliches Menschenwerk ist? . . . Uniforme moderne Vorstädte haben eine entsetzliche Ähnlichkeit mit bösartigen Tumoren, die normales Körpergewebe entstellen“; ja, Lorenz sagt: „Die totale Seelenblindheit für alles Schöne, die heute allenthalben so rapide um sich greift, ist eine Geisteskrankheit, die . . . mit einer Unempfindlichkeit gegen das ethisch Verwerfliche einhergeht“.

Nach Bachofen ist „eines der wichtigsten Mittel, die herkömmlichen Bindungen zu lösen, und damit eine der Hauptursachen für die Auflösung der sittlichen Werte . . . das Geld als Mittel, alle Gelüste zu erfüllen . . . Unser Bank- und Eisenbahngeschlecht ist mir in der innersten Seele zuwider . . . Von dem, was jetzt die Seelen . . . aller Orten am meisten, fast allein ausfüllt, von Bauunternehmen, Anleihen . . . und anderm dieses Schlages bekommt man so viel zu hören, daß ich manchmal die Bewohner der nördlichen Hebriden um ihre Abgeschlossenheit beneide“<sup>21</sup>. Dazu höre man Lorenz: „Neben der Gier nach Besitz spielt eine große Rolle die Angst, nicht ebenso schnell zu sein wie die andern mit ihren technischen Mitteln . . . Angst vor Verarmung, Angst, falsche Entscheidungen zu treffen . . .

---

<sup>21</sup> 10, 322.416; Weiteres Cesana a. O. (oben Anm. 1) 46 ff.; er scheint nicht zu sehen, wie berechtigt Bachofens Kritik ist.

Ängstliche Hast und hastende Angst tragen dazu bei, den Menschen seiner wesentlichsten Eigenschaften zu berauben. Eine von ihnen ist die REFLEXION . . . Selbstbesinnung“ . . . „ein Wesen, das aufhört zu reflektieren, ist in Gefahr, alle diese spezifisch menschlichen Eigenschaften und Leistungen zu verlieren“.

Nach der Übervölkerung, der Verwüstung des Lebensraums, dem Wettlauf mit sich selbst nennt Lorenz als vierte Todsünde den Wärmetod des Gefühls. Wenn jede Lust billig ist, verweichlicht man, und Bachofen sagt, viele Zeitgenossen seien „ersoffen in materiellen Lüsten“ und darin hätten auch die gegenwärtigen Bewegungen ihren letzten Grund, er meint die Radikalen. Noch unheimlicher ist die fünfte Sünde, der „genetische Verfall“. Soziales Verhalten gehört zum Wesen des Menschen, seine Gestaltung im Recht ist für Bachofen wie für Lorenz göttlicher Herkunft. Das Schwinden des Sinns für Recht führt nach Lorenz zu einem besonders gräßlichen Untergang; er nennt dieses Schwinden das Böse schlechthin. Wir erinnern uns dabei an Bachofens Erfahrung im Strafgericht; es gibt Abgründe im Menschen, in die nur die Religion Licht bringen kann (oben Anm. 11) Als sechste Sünde nennt Lorenz das Abreißen der Tradition, von der Bachofens Kritik der Zeit ausgegangen war, und aus allen diesen Sünden folgt die siebte, die Indoktrinierbarkeit, die Anfälligkeit für die Massensuggestion, deren sich auch die Medien bedienen.

Wenn Bachofen einmal den Widerstand gegen alle diese Erscheinungen Reaktion nennt, braucht er das Wort nicht im abschätzigen Sinn, sondern um das Unbedingte seiner Haltung zu bezeichnen. Seine Überzeugung, nur ein völliges Umdenken könne helfen, war nicht Reaktion, nicht „mystische Vision“, wie man gemeint hat, sondern Prophetie bitterer Wahrheit. Lorenz beweist, daß nur eine radikale Abkehr von den Todsünden vor dem Untergang retten kann. Zur Umkehr hatten die Dichter schon im Jahrhundert Goethes gemahnt. In unserem Jahrhundert seien nur die warnenden Reden Adolf Portmanns und Karl Jaspers' beim Jubiläum der Basler Universität 1960 genannt. Aber vollzogen haben die Umkehr nur wenige mutige Dichter und Weise. Bachofen sah seine Aufgabe darin, der verkommenen Gegenwart große Gegenwelten gegenüberzustellen, erst in der römischen Kultur, dann im Mutterrecht. Er hoffte, damit zu zeigen, daß ein Umdenken möglich ist.

### 3. Das Mutterrecht

Aus der Frage nach dem Wesen der Geschichte Roms ist neben den Büchern über die Gräbersymbolik das berühmteste Werk, das über das Mutterrecht, hervorgegangen. Die moderne Ethnologie hat vieles an diesem Werk als irrig erwiesen. Aber seine anregende Wirkung war groß und für unsere Fragestellung ist wichtig, daß Bachofen hier eine andere Gegenwelt zur bedrohten Gegenwart schildert. Schon in der Antrittsrede hatte er beobachtet, daß es so viele Erbsysteme gibt wie Volkscharaktere. Den Schlüssel zum Verständnis fand der junge Jurist in Herodots Nachrichten über die weibliche Erbfolge der Lykier. Die juristischen Studien hatten Bachofens Auge für gesellschaftliche Zusammenhänge geschärft. Ferner setzt die ergriffene Schilderung des weiblichen Wesens in der Einleitung zum Werk über das Mutterrecht Erlebnisse voraus, die wir nur ahnen können. Sie gaben ihm aber die Möglichkeit, der durch den Mann bestimmten Moderne eine Vision gegenüberzustellen, die durch die Ehrfurcht vor dem weiblichen Wesen bestimmt ist. Bei den Lykiern war die Mutter für die Benennung der Kinder, ja auch für die Erbfolge wichtiger als der Vater. In weltweit verbreiteten Nachrichten über die frühe hohe Stellung der Frau wurde Bachofen die Bedeutung des Mutterrechts stauend bewußt. So ist die innere Bewegtheit zu verstehen, mit der er die mutterrechtliche Stufe der menschlichen Kulturentwicklung schildert. Er wird nicht müde, ihre Frömmigkeit zu schildern. Seine Sprache steigert sich besonders in der Einleitung zum Werk über das Mutterrecht, dem glücklichsten Teil des unermeßlichen Unternehmens, zu einer überlegenen Gelassenheit und Ruhe. Sie verbürgt die unerschütterliche Verbundenheit mit dem unzerstörbar ewigen Leben.

Bachofen findet geschichtliche Erinnerung an diese große Zeit in Theano, Diotima und Sappho<sup>22</sup>. Theano, Tochter oder Gattin des Pythagoras galt als Verkörperung der pythagorischen Mysterienidee, als erste Dichterin und Philosophin, Sappho gehört nach Bachofen „einem der großen Mittelpunkte der orphischen Mysterienreligion, Diotima der durch ihre altertümliche Kultur und den samothrakischen Demeterdienst besonders berühmten arkadischen Manti-

---

<sup>22</sup> 2, 806 ff. 897 ff.

nea“ . . . Der weibliche Weiheberuf „erscheint in jenen drei glänzenden Frauengestalten . . . in seiner reichsten und erhabensten Erscheinung“.

Bachofen spricht manchmal statt von Mutterrecht von Matriarchat. Aber nicht auf den Gegensatz männlicher und weiblicher Herrschaftsformen kommt es ihm an wie vielen modernen Soziologen, sondern auf ein tieferes Verstehen der religiösen Stellung der Frau, die damals eine höhere war als in unseren Perioden des Vaterrechts. Denn nichts ist weiblicher Art im Tiefsten feindlicher, als die moderne unreligiöse und unkünstlerische Welt. Nicht nur das Mütterliche ist weiblich, sondern immer wieder waren es Frauen, die schöpferische Menschen zu den höchsten Werken begeistert haben, und dazu kommt als Drittes die Begabung, die Umgebung zu schmücken wie sich selbst. Diese drei Begabungen gelten heute wenig. Aber Bachofen schreibt in der Einleitung zum Werk über das Mutterrecht: „Zu allen Zeiten hat das Weib durch die Richtung seines Geistes auf das Übernatürliche, Göttliche, der Gesetzmäßigkeit sich Entziehende, Wunderbare den größten Einfluß auf das männliche Geschlecht, die Bildung und Gesittung der Völker ausgeübt . . . Wie die erste Offenbarung in vielen Fällen Frauen anvertraut worden ist, so haben an der Verbreitung der meisten Religionen Frauen . . . den tätigsten Anteil genommen . . . Der höheren physischen Kraft des Mannes setzt die Frau den mächtigen Einfluß ihrer religiösen Weihe . . . dem Haß die Liebe entgegen, und weiß so, das durch kein Gesetz gebändigte wilde Dasein der ersten Zeit auf die Bahn jener milderen und freundlicheren Gesittung hinzuleiten, in deren Mittelpunkt sie nun als die Trägerin des höhern Prinzips, als die Offenbarung des göttlichen Gebots herrschend thront“.

Es überrascht, daß gerade dem Protestanten Bachofen die Vision einer Frauenverehrung zuteil geworden ist, ohne daß er sie nur im mindesten als eine Abweichung von seinen tiefsten religiösen Überzeugungen empfunden hätte. Ich denke dabei gerne an Grünewalds Stuppacher Madonna, in deren Hintergrund die frühchristliche Kirche Santa Maria Maggiore die alte Würde der Marienverehrung glorios bezeugt. Solche Altäre predigen gleichsam gegen die damaligen Gegner der Marienverehrung.

Unter den Vorläufern Bachofens ist der Jesuit Joseph François Lafitau zu nennen (1681–1746), der als Missionar bei den Irokesen mut-

terrechtliche Organisation entdeckte und schon mit den Nachrichten vom Mutterrecht bei den Lykiern verband<sup>23</sup>. Aber für ihn war die Benennung nach der Mutter, die Stammfolge nach der Mutter und das Mutterprinzipat noch eine absonderliche Singularität, während Bachofen all dies als Teil eines religiös gebundenen, sinnvollen Ganzen nachwies: „Immer der gleiche Grundgedanke kommt zum Ausdruck im gegenseitigen Verhältnis der Geschlechter, in den Formen der Familie, der Gesellschaft, des Staats, in der Erwerbsweise, im Recht, Sitte und Brauch wie in der Art sich zu kleiden und im Trauerzeremoniell“. Auf Bachofens Weg hat die moderne Ethnologie versucht, die Kulturen nach ihrem relativen Alter zu ordnen und damit eine Vorstellung von der Geschichte der Völker zu gewinnen, die selbst nicht Geschichte geschrieben haben. Als erster hat Bachofen die Bedeutung der Männerbünde und der Ausbildung von Handwerk und Kunst in den mutterrechtlichen Kulturen erkannt. Erst durch Meuli ist deutlich geworden, welche Bedeutung Bachofen für die Kulturkreislehre der Ethnologie hatte. Er zeigte, daß die kulturellen Gestaltungen eines bestimmten Kulturkreises innerlich zusammenhängen. Sie drücken eine geistig religiöse Grundhaltung aus.

Die Entdeckung des Mutterrechts bedeutete den ersten Nachweis einer von der unsern völlig verschiedenen gesellschaftlichen Struktur. Damit war „die bisher als selbstverständlich hingenommene Überzeugung von der Naturgegebenheit der monogamen patriarchalischen Familie“ widerlegt und die wissenschaftliche Geschichte der Familie als soziale Institution begründet. Bachofen steht aber nicht nur am Beginn der Soziologie. Indem er ethnographische Parallelen nachwies, wurde er zugleich zum Begründer der vergleichenden Rechts- und Religionswissenschaft. Ich zitiere wieder Meuli: „Er ist bemüht, das geschichtliche Leben in allen seinen Äußerungen als ein Ganzes zu sehen, jede Epoche im gesetzmäßigen Zusammenhang ihres Rechts, ihrer Religion, ihrer Kultur als einmalige und organische Einheit zu sehen; die klassischen Völker, denen seine Liebe gehört, aus ihrer hergebrachten Isolierung zu lösen und in den Strom der Menschheitsgeschichte einzuordnen. Mit genialem Blick dringt

---

<sup>23</sup> K. Meuli 3, 1102ff.; dort die Nachweise zum Folgenden. Dazu Ergänzungen J. Doermanns 8, 523ff., der den religiösen Kern von Bachofens Forschen richtiger sieht als später Cesana (vgl. Anm. 1).

er in die fernen Zeiten jenseits aller Überlieferung vor. Er sieht die Menschheit aus einem Urzustande der Naturverbundenheit und Gottesnähe stufenweise zu den Höhen lichter Glaubenserkenntnis und Ordnung emporsteigen“. Diese Vision unterschied sich grundsätzlich von der bloß äußeren Erweiterung des Gesichtskreises im Historismus.

Als älteste Stufe nahm Bachofen ein Zusammenleben der Geschlechter an, das noch durch keine Ehe geregelt war; er nannte diese Stufe Hetärismus und gewann so einen packenden Hintergrund zur Begründung von Ehe und Familie auf der Stufe des Mutterrechts. Unabhängig von Bachofen hatte der drei Jahre jüngere geniale Begründer der amerikanischen Anthropologie Lewis Henry Morgan sein Werk über die Geschichte der Familie ausgearbeitet, das man zu den glänzendsten Leistungen in der Geschichte der Ethnologie rechnet. Auch er unterschied in der Geschichte der Verwandtschaftssysteme drei Stufen: Perioden der Wildheit, der Barbarei und der Zivilisation und schilderte diese Stufen in umfassendem kulturgeschichtlichem Zusammenhang. Jedoch hielt er die frühen Religionen für unverständlich; es ist bezeichnend, daß er die für Bachofen so wichtige Stufe des Mutterrechts die der Barbarei nennt. 1871 erschien Morgans Werk, zehn Jahre nach Bachofens Mutterrecht. Der Schotte McLennan hatte einige Jahre nach Bachofen das Mutterrecht ebenfalls entdeckt als materialistischer Soziologe und Ethnologe; jedoch hat McLennan betont, Bachofens Entdeckung sei vorausgegangen.

Wie Morgan und Bachofen sich gegenseitig schätzten, bezeugt ihr Briefwechsel im 10. Band der Gesamtausgabe. Morgan betont Bachofens Priorität in der Entdeckung des Mutterrechts. Und schon 1872 sandte der Begründer der Völkerkunde in Deutschland, Adolf Bastian, Bachofen einen begeisterten Dankbrief. Über die Auswirkung Bachofens in der Ethnologie hat nach Johannes Doermann Thomas Gelzer berichtet (oben Anm. 1). Breiter ist die Wirkung in der Soziologie, seitdem Friedrich Engels eine ursprüngliche ideale kommunistische Gesellschaftsordnung als Vorbild unserer überzivilisierten Gesellschaft gegenübergestellt hat. Aber Karl Meuli erhielt die Anregung zu seinem großen Werk, der neuen Bachofenausgabe, von Dichtern: Um 1900 hatten George, Wolfskehl und ihre Freunde den fast vergessenen Bachofen entdeckt, in seiner seelischen Tiefe, seiner

Sprachgewalt und seiner religiösen Kraft, mit der er Gegenwelten der heutigen vor Augen stellt.

Die Werke der zeitgenössischen beginnenden ethnologischen Forschung kennen zu lernen, war für Bachofen eine umso größere Ermutigung, als die Mitforscher in der Altertumswissenschaft zunächst so wenig Verständnis für ihn hatten. Nach dem Abschluß des Buches über Tanaquil wurde Bachofen aus dem Altertumsforscher zum Ethnologen. Von 1870 bis zu seinem Tod 1887 hat er für eine zweite Bearbeitung des „Mutterrechts“ die Zeugnisse mutterrechtlicher Zustände aus allen Erdteilen gesammelt. Von den Ergebnissen zeugen die beiden 1880 und 1886 erschienenen Bände „Antiquarische Briefe“, die 1966 im 8. Band der Gesamtausgabe neu erschienen sind. Aber noch viel reicher ist der Nachlaß, aus dem Johannes Doermann im Nachwort zu diesem Band ein erstaunliches Spätwerk Bachofens wiedergewonnen hat: eine neue, eigene Entwicklungsgeschichte der Familie. Als erster hat Bachofen hier die wichtige Stellung des Mutterbruders bei Muttervölkern nachgewiesen, das sogenannte Avunculat. Nicht die Mutter ist ohne weiteres das Haupt der Familie, sondern der Mutterbruder, Avunculus, wie ihn die Römer nennen.

Über solche neuen Ergebnisse hinaus äußert sich im Spätwerk ein umfassendes teilnehmendes Verstehen für den Menschen. Seit Bachofen fragt die Anthropologie nach den ursprünglichen Anlagen des Menschen und nach seinem Verhalten auf den verschiedenen Stufen der Vorgeschichte und der Geschichte. Als tiefsten Grund des wahren Fortschritts in der Geschichte nennt Bachofen die Läuterung der Gottesidee im Schoß der Menschheit. Äußere Momente mögen oft mitwirken, den Widerstand der Völker gegen Veränderungen zu brechen, aber entscheidend nennt Bachofen den die menschliche Natur auszeichnenden Hang nach steter Vervollkommenung. Doermann schließt sein Nachwort zu den Antiquarischen Briefen mit dem Satz: „Bachofens Antwort auf das größte Problem seiner Zeit kam aus dem Herzen einer wahrhaft adeligen Persönlichkeit“. Er meint das Problem, welchen Weg der sogenannte Fortschritt in der Zukunft gehen wird.

Es gibt nun allerdings eine unleugbare Diskrepanz in Bachofens Geschichtsbild: auf der einen Seite verurteilt er die moderne Degeneration scharf; ja, er findet schon in der griechischen Kunst eine Abschwächung der Frömmigkeit älterer Völker. Er bekennt noch im



Spätwerk der Unsterblichkeitslehre<sup>24</sup>: „Der Anfang ruht in Gott und einer ersten reinen Verkündigung“. Auf der anderen Seite hält er immer an seiner Überzeugung fest, die Menschheit steige von einer noch ungeordneten Urzeit über die Periode des Mutterrechts zum Vaterrecht unserer lateinisch-abendländischen Kultur auf. Man kann diese Diskrepanz nur daraus verstehen, daß sich sein Vertrauen auf eine höhere Fügung gegen die schlimmen Erfahrungen der Gegenwart behauptete: „Das Ziel der Menschheit ist, das, was der erste Sterbliche durch seine Natur unbewußt besaß, zuletzt mit Freiheit und Bewußtsein wieder zu gewinnen, mit anderen Worten, am letzten Tag durch eigenes Verdienst wieder geworden sein, was er am ersten durch Naturgabe gewesen“. Man wird diesen Satz aus dem Entwurf zur Gräbersymbolik (4, 525) nur richtig verstehen, wenn man Bachofens Formulierung von 1864 vergleicht (6, 469). Nach seiner Überzeugung hat Gott dem Menschen eine unermeßliche Verantwortung gegeben, denn er wirkt in der Geschichte durch den Menschen: „Der Mensch, urgesetzt durch einmalige göttliche Tat, darum Ebenbild des erschaffenden Geistes, Herr seines Willens und seiner Entschlüsse, getragen durch sein eigenes geistiges Gesetz, das nur das göttliche selbst sein kann“, muß versuchen, sich durch diese Gaben dem göttlichen Gesetz zu nähern.

#### 4. Die Entdeckung der altitalischen Symbolik

Wir haben versucht, aus dem religiösen Kern von Bachofens Wesen seine Wendung von der Politik zur Wissenschaft, von juristischen zu altertumswissenschaftlichen Werken, und sein Bemühen um die reine und fromme Jugendzeit der Völker zu verstehen, da das Menschengeschlecht, wie er sagt, „noch nicht . . . aus der Harmonie mit der Schöpfung und dem . . . Schöpfer gewichen war“. Durch den Verzicht aufs öffentliche Wirken wurden Bachofen unermüdliche Reisen und Sammlungen in Büchern und Kunstwerken möglich. Seine kraftvolle Natur und das reiche Erbe seiner Familie trugen dazu bei. Schon 1842, zwei Jahre, nachdem er aus England zurückgekehrt war, reiste er dorthin, wo er die Gegenwelten zur Gegenwart fand.

---

<sup>24</sup> 7, 96, wie schon in der Antrittsrede (oben Anm. 12).

„Am glücklichsten und ganz in seiner geistigen Heimat fühlte sich Bachofen in Italien, zumal in Rom: Schon die erste Berührung mit der Ewigen Stadt hat die „Erzscheibe seines Inneren“ in Schwingungen versetzt, deren tiefer Klang sein Leben lang nie mehr verstummte und immer wieder zu unstillbarer Sehnsucht anschwell“<sup>25</sup>. Fünf längere Aufenthalte in Rom lassen sich nachweisen, 1842/43, 1848/49, 1851/52, 1863 und 1865 auf der Hochzeitsreise. Rom hatte noch den unsagbaren Zauber der Zeit Winckelmanns und Goethes. Bachofen war glücklich und eifrig alte und neue Funde zu sehen, zumal die etruskischen und römischen Gräber mit ihren Malereien. Leider ist sein Tagebuch einer Reise durch Etrurien noch nicht veröffentlicht, aber die Schilderung der etruskischen Gräber und der römischen Landschaft sind Perlen seiner Autobiographie und seiner Römischen Geschichte.

In der Selbstbiographie schreibt er: „Als ich die Museen Italiens durchwanderte, trat mir aus der ungeheuren Fülle ihrer Reichtümer mehr und mehr ein Gegenstand hervor, in welchem sich das Altertum in einer seiner schönsten Seiten darstellt, das Gräberwesen. Wenn ich die tiefe Innigkeit des Gefühls, verbunden mit der wärmsten Humanität . . . betrachte, schäme ich mich der Armut und Dürre unserer heutigen Welt“. Die berühmten Galerien römischer Skulpturen der italienischen Museen blieben ihm fremd, ebenso wie die burlesken Göttergeschichten in jüngeren Teilen der homerischen Gedichte, so die von Aphrodite, die von Diomedes verwundet in den Olymp flieht und in der Odyssee mit Ares die Ehe bricht. Solche Szenen haben schon die griechischen Philosophen befremdet. Noch heute unterscheiden wenige den religiösen Kern der Gedichte Homers von diesen spätarchaischen Erweiterungen<sup>26</sup>.

Man hatte im vorigen Jahrhundert noch nicht begonnen, den religiösen Gehalt der originalen griechischen Kunst zu verstehen. Deshalb war Mykene in Griechenland Bachofens großes Erlebnis, nicht der Parthenon. Er konnte noch nicht mit Hölderlin sehen, welche Ehrfurcht vor der Schöpfung sich in den Gestalten der griechischen Götter äußert, und wie schon die archaischen Denker auf dem Weg zum Monotheismus sind<sup>27</sup>. Bachofen konnte auch noch nicht wissen,

<sup>25</sup> K. Meuli 3, 1057f.

<sup>26</sup> Literatur: K. Schefold, Wort und Bild (1975) 27 ff.

<sup>27</sup> 7, 61.94f.

daß sich die durch Athen bestimmte Kultur von dem bei fast allen Völkern verbreiteten Unsterblichkeitsglauben eigentümlich abhebt<sup>28</sup>.

Wohl gab es die eleusinischen Mysterien. Bei diesen dankte der Eingeweihte zunächst für die göttliche Gabe des Lebens und erflachte, es mögen die wunderbaren Gaben der Erde weiter gewährt werden, in diesem, und später auch in einem höheren Leben. Davon hören wir in Mythen. Aber Gewisses weiß der kluge Athener nur vom Diesseits. Die attischen Grabdenkmäler sind ergreifende Bilder der Erinnerung an die Verstorbenen und spielen nur selten auf ein Jenseits an. Ja, Aristophanes kann in den 405 aufgeführten „Fröschen“ volkstümliche Jenseitsvorstellungen mit leiser Ironie schildern. Ist es doch der Gott Dionysos selbst, der in der Komödie den vor kurzem verstorbenen Dichter Euripides wieder ins Leben holen möchte, Dionysos, dessen Freuden, Rausch von Liebe und Wein von der Klassik an in der ganzen griechischen Welt die Vorstellungen vom Jenseits bis in die Spätantike verzaubern. Aber gerade im Dionysischen konnte Bachofen auch ein Abirren von der ursprünglichen lichten Religion sehen, die er in der italischen Kunst reiner bewahrt fand.

Beim Neuen Leben, zu dem das Evangelium aufruft, hat Bachofen in großer abendländischer Tradition mehr ans Ewige Leben gedacht als ans Leben Hier und Jetzt, das die Bergpredigt lehrt und dem sich griechisches Dichten und Denken und Bilden nähert. Als Ehrfurcht vor der Schöpfung konnte Bachofen die griechische Kunst noch nicht verstehen. Näher lag ihm die italische Haltung, die ihm im Schmuck der Gräber so tiefen Eindruck machte. Denn die Kunst Italiens hat das griechische Erbe immer in einem transzendierenden Sinn gedeutet, von den Orphikern bis zu den Neuplatonikern. Deshalb geht Bachofen bei seinen Deutungen von Ciceros *Somnium Scipionis*, von Plutarch, Porphyrios und Macrobius aus. In ihrem Sinn deutet er in einer Folge von Hauptwerken, die neben den Bemühungen um Roms Geschichte einhergehen, in der „Gräbersymbolik“, der „Unsterblichkeitslehre“ und den „Grablampen“ vor allem unteritalische Vasen des 4. und 3. Jahrhunderts v. Chr., Terrakotten, Lampen und römische Grabaltäre und Sarkophage. Er findet

---

<sup>28</sup> Schefold a. O. (Anm. 26) 95 ff.

hier kosmische Symbole einer orphischen Theologie, während er die klassische Mythologie verächtlich vulgär nennt. Seine Deutungen steigen auf von den einfachen Formen des Eis, des Balls, des Spiegels zu den Bildern der Himmelfahrt und der morgendlichen Göttinnen, in denen das göttliche Licht begrüßt wird.

Gegen solche Deutungen aus spätantiken Quellen hat sich Franz Cumont gewandt, der mit seinen 1942 erschienenen „Recherches sur le symbolisme funéraire des Romains“ eine neue Art der Symbolforschung begründet hat, so wie unabhängig davon Gerhart Rodenwaldt in Deutschland (unten Anm. 43). Cumont geht davon aus, daß bei der Vieldeutigkeit der Symbole jeweils nur die Deutung richtig sein kann, die in gleichzeitigen Schriftwerken bezeugt ist. Bachofen würde einwenden: der antiken Treue zur Überlieferung ist es zu verdanken, daß sich die Bedeutung der Symbole oft durch viele Jahrhunderte erhalten hat. Das läßt sich im Einzelfall an der Zusammengehörigkeit von Bildmotiven durch Jahrhunderte verfolgen. So sind auf großgriechischen Vasen des 4. Jahrhunderts v. Chr. und auf römischen Sarkophagen des 2. Jahrhunderts n. Chr. Motive, die auf den Tod anspielen, mit Symbolen eines glücklichen erhöhten Lebens im Jenseits verbunden<sup>29</sup>. Die Hinterbliebenen sollen getröstet werden. Auf den Vasen geht die Vorstellung der Opfernden am Grab unmerklich in die von Seligen über, zu denen nun der Verstorbene gehört. Bachofen gibt eine Fülle von Nachrichten über solche ikonologischen Zusammenhänge.

Behält man immer im Auge, daß seine Deutungen mehr italischen als griechischen Jenseitsvorstellungen entsprechen, kann man die begeisterte und begeisternde Schönheit seiner Darstellung erst ganz genießen und wird bei der Deutung der Monumente unaufhörlich lernen. Karl Meulis Nachwort zu seiner Ausgabe des Mutterrechts und der Unsterblichkeitslehre haben bei den Archäologen noch nicht die Beachtung gefunden, die seine Nachweise verdienen. Meuli hat gezeigt, wie viel Wahres in Bachofens Deutungen ist. Dessen existentielle Betrachtungsweise ist dem bloßen Klassifizieren überlegen, auf das sich viele Forscher beschränken. Bachofen hat die beiden

---

<sup>29</sup> Dazu zuletzt M. Schmidt, Some Remarks on the Subject of South Italian Vases, in M. E. Mayo-K. Hamma, The Art of South Italy, Vases from Magna Graecia (1982) 23ff. mit Hinweisen auf neuere Literatur, in der Meulis vorzügliche Beobachtungen 7, 473ff. unbeachtet geblieben sind.

Methoden drastisch einander gegenübergestellt<sup>30</sup>. Man darf auch rühmen, daß er von Monumenten ausgegangen ist, deren Deutung die Forschung bis heute beschäftigt, von den Bauten Mykenes, der ehernen Wölfin auf dem Capitol in Rom, griechischen Vasenbildern, etruskischen und römischen Grabgemälden und einigen der berühmtesten römischen Sarkophage. Statt der römischen Kopien in den Museen fand er in den Gräbern Italiens originale Kunstwerke, deren religiöse Bestimmung unverkennbar war, wenn sie auch der Deutung schwere Aufgaben stellten. Aber gerade diese Aufgaben lockten ihn in seinem Fragen nach dem Sinn unseres irdischen Daseins, und mit diesem Fragen hat er eine Forschung begründet, die uns seither beschäftigt. Dazu kam die Ehrfurcht vor den Ahnen, die sich im Totenkult ausspricht und die dem vornehmen Basler wichtig war als eines der Fundamente des staatlichen Lebens. Eine unschätzbare Ergänzung seiner Reisen war das Sammeln von Grabbeigaben, Kleinbronzen, Terrakotten, Tongefäßen und Tonlampen, deren Symbole er zu deuten versuchte. Dieses Sammeln wurde ihm umso wichtiger, als er nach seiner Heirat 1865 nur noch kleinere Reise unternehmen konnte.

Neben der Geschichte der Römer und dem Buch über das Mutterrecht bereitete Bachofen ein drittes Hauptwerk vor, das sogar zwei Jahre früher erschien, 1859: „Versuch über die Gräbersymbolik der Alten“. Als Bachofen 1842 zum erstenmal nach Rom kam, machten ihm neugefundene Gräber mit ihren vielen Aschenurnen, die sogenannten Columbarien, tiefen Eindruck mit ihrer Fülle von Symbolen und ihrer feierlichen architektonischen Ausgestaltung. Das Columbarium der Villa Pamfili hatte noch seine leuchtenden Farben<sup>31</sup>. Gerade diese Gruft in der wundervollen Landschaft einer der schönsten und größten römischen Villen enthielt Friese, von denen er in der „Gräbersymbolik“ ausgeht. In der Vorrede bekennt er: „Hier gewinnen wir einen Einblick in die schönste Seite des antiken Geistes. Vermögen andere Teile der Altertumswissenschaft unseren Verstand zu fesseln, so gewinnt die Betrachtung der Nekropolen unser Herz“. Sie entsprach seinem religiösen Verlangen in einer Epoche, die, wie er sagt, „der Erfrischung gar sehr bedarf“.

Im ersten der beiden Hauptteile des Werkes bespricht er das Ei als

<sup>30</sup> 6, 48 ff. 7, 197 ff.

<sup>31</sup> 4, 499 Taf. 2 unten zu 4, 353 ff. Dazu Enc. Arte Antica 5, 1963, 622 („Ocno“, A. Giuliani).

Symbol aller Entstehung. In Bildern so häufig mit dionysischen Motiven verbunden, wird es für Bachofen zum Zeichen dionysischer Weihe, die den Tod als Durchgang zu neuem Leben auffaßt und so seine Schrecken mindert. Die zweite Abhandlung geht von dem häufigen Bild des alten Oknos aus, der unaufhörlich ein Seil aus Schilf flicht, aber vergebens, denn seine Eselin frißt das Seil ebenso unaufhörlich auf. So sah man Oknos auf Polygnots Gemälde der Unterwelt in Delphi unter anderen Büßern. Im Giebel des Columbariums wird diesem Bild der Vergänglichkeit Achill gegenübergestellt, der vom Kentauren Chiron im Leierspiel unterrichtet wird, ein Beispiel der Unsterblichkeit, welche die Musen verleihen.

Von den Gemälden der Columbarien haben Bachofen zunächst nur die interessiert, die wie die Mythen von Achill, Prometheus, den Niobiden und Oknos sofort die Unsterblichkeitssymbolik erkennen ließen. Daneben finden sich Bilder glücklichen Daseins, Granatäpfel, Trauben, Pinien, Symbole der Fruchtbarkeit, Liebesgeschenke, Stillleben, Kultszenen, heitere Pygmäengeschichten. Heute setzt sich allmählich die Einsicht durch, daß die Verbindung solcher Themen auch in der nicht sepulkralen Kunst ganz geläufig ist: es sind Schilderungen eines religiös gebundenen Lebens, wie sie das ganze antike Dasein durchwirken<sup>32</sup>. Bachofen freilich unterscheidet streng zwischen kosmischen Symbolen und naiveren Glücksvorstellungen. Diese Unterscheidung wird ihm im Spätwerk, vor allem der „Unsterblichkeitslehre der orphischen Theologie“ und in den „Grablampen“ immer wichtiger werden, deren Text er in den letzten Wochen seines Lebens zu verfassen begann.

Der symbolischen Sprache der Religion ist Bachofen auch in einer Folge von kleineren Abhandlungen nachgegangen, die von Kunstwerken ausgehen und nicht nur mit Kunstwerken illustriert sind wie das „Mutterrecht“. Enger begrenzte Themen werden hier mit reicher Anschauung so dargestellt, daß diese Schriften leichter zugänglich sind als die Hauptwerke. Sie lassen auch beobachten, wie Bachofen seit seinem ersten Romaufenthalt 1842 bis zu seinem Tod, durch 45 Jahre immer reifer im Deuten und Bestimmen der Kunstwerke wird. Die erste dieser Schriften, „Das lykische Volk“ erschien 1852

---

<sup>32</sup> K. Schefold, *Vergessenes Pompeji* (1962) 14f. 73ff. und *Wort und Bild* (1975) 135f.

und wird nun im 5. Band der Gesamtausgabe mit andern kleineren Schriften zur Symbolik neu gedruckt. Gleich zu Beginn wird man hingerissen von Pracht und Adel der Sprache in der Schilderung der Landschaft, aus der wir die wichtigsten Nachrichten über das Mutterrecht besitzen. Dazu ist Lykien noch weit reicher als Italien an in den Fels gehauenen Gräbern mit eigentümlichen Säulen- und Pfeilerfassaden und einzigartig durch seine reliefgeschmückten Grabtempel und Grabpfeiler. Sie sind meist von griechisch geschulten Meistern gefertigt, zeugen aber von eigenartigen Heroen- und Jenseitsvorstellungen<sup>33</sup>.

Die zweite der kleineren Abhandlungen ist die über „Würfel und Hände“<sup>34</sup>. In einem der großartigen früharchaischen Fürstengräber aus der Mitte des 7. Jahrhunderts v. Chr., der Tomba Barberini von Palestrina wurden Unterarme aus Elfenbein, mit flach ausgestreckten Händen, zusammen mit Würfeln gefunden. Die Archäologen begnügten sich gewöhnlich damit, die Arme als Griffe von Fächern zu deuten und als etruskische orientalisierende Arbeiten zu bestimmen; aber Bachofen fragt nach dem Sinn. Wir kennen heute eine stattliche Zahl von Bildern flacher Hände, meist mit Unterarmen, auf Grabdenkmälern oder auch in rundplastischer Form aus Gräbern<sup>35</sup>. Man denkt zuerst an die erhobenen Arme von göttlichen Wesen, die Gebärde übermenschlicher Erscheinung. Bachofen aber geht davon aus, daß die Hand die wunderbare Fähigkeit hat, zu formen, kunstreich zu gestalten. Da die Natur die göttliche Gestalterin ist, habe man in der Hand ein Zeichen der Großen Mutter gesehen, die alles Leben schenkt, im Tod aber auch wieder nimmt. Das ist nicht neues Hei-

---

<sup>33</sup> Literatur: F. Coarelli, *Enc. Arte Ant.* 4, 1961, 616 ff. J. Borchhardt, *Myra* (1975). Lykische Gräber: J. Zahle, *JdI* 94, 1979, 245 ff. H. Metzger, *Actes du colloque sur la Lycie antique* (1980). W. A. P. Childs, *The City Reliefs of Lycia* (1978).

<sup>34</sup> Sul significato de'dadi e mani nei sepolcri degli antichi, *Annali dell'Istituto di corrispondenza archeologica* 30, 1858, 141 ff. und 33, 1861, 257 ff. Wird in der Ursprache zum erstenmal gedruckt im Band 5 der Gesammelten Werke. Hier wird man Meuliss Vergleich der Darstellung desselben Themas in der Gräbersymbolik 4, 209, 11 ff. finden.

<sup>35</sup> Elfenbeinarms der Tomba Barberini in Rom, Villa Giulia: W. Helbig, *Führer durch die öffentlichen Sammlungen klassischer Altertümer in Rom*<sup>4</sup> Nr. 2863. Tonarme aus einem Grab der Parthenonzeit im Kerameikos von Athen: K. Kübler, *Archäologischer Anzeiger* 1935, 271 Abb. 6. Erscheinungsgestus: zuletzt D. Heilmeyer, *Olympische Forschungen* 7, 1972, 65.72 Anm. 191.

dentum wie man meinen könnte, sondern zu verstehen im Sinn von Bachofens Deutung der eleusinischen Mysterien; durch den Tod geht der Weg zur Auferstehung.

Noch viel häufigere Grabbeigaben sind Würfel, Astragale, die gewöhnlich aus Mittelfußknöcheln von Schafen und Ziegen bestehen. Ihre allgemeine Bedeutung ist es, den Toten zu erfreuen<sup>36</sup>, aber Bachofen zeigt, daß man damit auch eine tiefere Deutung verbinden konnte. Er geht aus vom Mythos des ägyptischen Königs Rhampsinit, der in der Unterwelt beim Würfelspiel mit Demeter bald gewinnt, bald verliert und schließlich, von der Göttin mit einem goldenen Handtuch beschenkt, zur Oberwelt zurückkehrt. Das deutet nach Bachofen auf den Ackerbauer: sein Spieleinsatz ist das Samenkorn, das er der Mutter Natur anvertraut, sein Gewinn die goldene Ernte. Von hier aus deutet Bachofen die häufige Verwendung von Würfeln im Kultus, gerade bei weiblichen Gottheiten, bei Orakeln und besonders in dionysischen Mysterien. Mit Würfeln spielte das Kind Dinyosos, als die Titanen es zerrissen, und das dann als Sohn der Semele zu neuem Leben geboren wurde. Bei den häufigen Bildern von würfelnden Helden im Lager vor Troia mag mancher an mehr als an Zeitvertreib gedacht haben, an die Lose von Tod und Leben; jedoch scheint uns heute die Grundbedeutung zu sein, daß die beiden tapfersten Griechen, Achill und Aias charakterisiert werden, kurz bevor beide tragisch enden<sup>37</sup>. Für Bachofens Deutung könnte man anführen, das auch die Dioskuren, die teils der Ober-, teils der Unterwelt angehören, beim Würfelspiel dargestellt werden<sup>37a</sup>.

Besonders glücklich sind Bachofens Sonderschriften über den Bär von 1863 und über die römische Wölfin von 1867/9, schönste Tier-symbole des Muttertums. Die Schrift über den Bär geht aus von der römischen Bronzegruppe einer Bärin vor einem Heiligen Baum, die in Muri bei Bern gefunden wurde<sup>38</sup>. Vermutlich stand die Bärin mit

<sup>36</sup> R. Hampe, Die Stele aus Pharsalos im Louvre, 107. Berliner Winckelmannsprogramm (1951); zum Spiel vgl. Anm. 37.

<sup>37</sup> K. Schefold, Götter- und Heldensagen in der spätarchaischen Kunst (1978) 245 ff. Abb. 330–333. R. Hampe, im *Lexicon Iconographicum Mythologiae Classicae* 1, 1981, 96 ff. Taf. 96–102.

<sup>37a</sup> *Lexicon a. O.* 3 Dioskouroi 98 Taf. 464.

<sup>38</sup> Wird ebenfalls in *Gesammelte Werke* 5 neu gedruckt; einstweilen sei auf Th. Gelzers vorzüglichen Kommentar verwiesen (oben Anm. 1).



dem Baum ursprünglich allein auf einer Basis mit der Weihinschrift an die Dea Artio. Im Museum wurde sie mit einer mitgefundenen thronenden Statuette dieser keltischen Muttergöttin verbunden. In erstaunlich kurzer Zeit hat Bachofen die reichste Literatur- und Bildwelt gesammelt, die wir zum Thema besitzen. Er hat die Bärin von Muri rasch in sein kühnes System der Geschichte dieser Vorstellungswelt eingefügt. Stufenweise findet er in der Geschichte des Symbols ausgedrückt: „Das Muttertum, die Idee der Vorsorge, der Huld und Gnade, die Ausschließlichkeit der rein weiblichen Verbindung, die selbständige Göttlichkeit der Arktos, die Beziehung ihrer Maternität zu der Lichtgeburt, endlich die mystische Bedeutung des Tiers“.

Bachofen hat auch schon die hockende Bärin aus Marmor herangezogen, die eine römische Kopie nach einem frühhellenistischen Werk zu sein scheint und vermutlich vom Heiligtum der Artemis Brauronia auf der Akropolis stammt, also aus der Zeit, in der das Artemisheiligtum von Brauron auf die Akropolis verlegt wurde. Man muß die Statue jetzt im Magazin des Akropolismuseums suchen. Bachofen konnte das wunderbare archaische und klassische Artemisheiligtum im attischen Brauron selbst noch nicht kennen, das 1940 entdeckt wurde<sup>39</sup>. Es hat durch die bezaubernden Darstellungen auf den dortigen Vasen eine unvergleichliche Gegenwärtigkeit erhalten. In Brauron wurden Mädchen des vornehmen attischen Landadels eingeweiht; wir haben ihre Festräume, ihre Tanzspiele und das Erscheinen der Bärenmasken auf Vasenbildern kennen gelernt. Bachofen weiß, daß man die Mädchen Bärinnen nannte und daß ihre Göttin Artemis selbst als mütterliche Bärin erscheint.

An der Schrift über den Bär ist zu erkennen, wie rasch sich Bachofen zum Archäologen ausgebildet hat. Er hat erst als 27-jähriger, auf der ersten Romreise 1842 archäologisch zu arbeiten begonnen. 1859 ist dann schon die „Gräbersymbolik“ erschienen und in rascher Folge die kleineren Schriften, 1867 die „Unsterblichkeitslehre“. Dazu kam der Aufbau einer eigenen Sammlung von Kunstwerken symbo-

<sup>39</sup> L. Kahil, *Quelques vases du sanctuaire d'Artémis à Brauron*, Antike Kunst, 1. Beiheft 1963, 5ff. Dies. *Autour d'Artémis attique*, Antike Kunst 8, 1965, 10ff. Dies. *L'Artémis de Brauron, rites et mystères*, Antike Kunst 20, 1977, 86ff. Weitere Literatur: *Lexicon Iconographicum Mythologiae Classicae* 2, 1984, 620f. 751 (L. Kahil).

lischer Bedeutung, bis ihm 1887 bei der Publikation der „Grablamphen“ der Tod die Feder aus der Hand genommen hat. Er hat seine Methode des Vergleichens unzähliger Zeugnisse unaufhörlich verfeinert und in seiner Bibliothek und Sammlung die nötigen Arbeitsinstrumente geschaffen. Es ist erstaunlich, welche Kenntnis der Denkmäler er sich damit und mit unermüdlichen Forschungen in Museen erworben hat.

Nach den Bärenstudien in Bern reiste Bachofen weiter zum nahen Aventicum. Dort fand er das Relief der Wölfin mit den Zwillingen, eine der unzähligen Nach- und Umbildungen einer Gruppe, die zuerst „auf dem vollkommensten Bildwerk (überliefert ist), das wir für diesen Mythos besitzen“, wie Bachofen sagt, der sogenannten Ara Casali im Vatikan<sup>40</sup>. Hier ist eine bezaubernde griechische Bilderzählung aus der Zeit um 300 v. Chr. im Stil der mittleren Kaiserzeit kopiert. Die Bilderzählung beginnt oben: Mars eilt zu seiner Geliebten, Rhea Silvia, die neben dem Flußgott Tiber unter einem Feigenbaum eingeschlafen ist. Im zweiten Streifen bewundert er die nun Mutter gewordene Rhea. In ihrem Schoß sitzen die Zwillinge Romulus und Remus, die erwachsen Rom gründen werden. Von rechts kommen die Hirten, die den Auftrag haben, die Zwillinge auszusetzen. Das führen sie im dritten Streifen aus, in dem die Kleinen in der Wildnis entsetzt die Ärmchen erheben. Aber sie werden dreifach beschützt: oben rechts liegt der Flußgott, der später Rhea Silvia heiraten wird. Oben links schaut teilnehmend der Gott des Palatin herab und links erscheint Vater Mars, ein Siegeszeichen schulternd. Unten bestaunen zwei Hirten, wie die Wölfin die Zwillinge säugt. Solche Werke hat Bachofen als Zeugnisse religiöser Betrachtung der Herkunft ernst genommen wie keiner seiner Vorgänger.

Jedoch ist es weder ihm noch den späteren Betrachtern aufgefallen, daß die Wölfin auf den meisten römischen Denkmälern die Knaben im Stehen nährt, obwohl das Neugeborenen Unmögliches zumutet. Für die Wölfin ist es natürlicher, ihre Kleinen liegend zu nähren, wie es in andern römischen Werken überliefert ist. Aufrecht steht allerdings die berühmte eherne Wölfin des Capitol. Bei ihr hat das Stehen einen Sinn. Sie ist nicht beim Säugen vorgestellt, sondern, wie sie die Zwillinge beschützt. Die Zwillinge der Gruppe des Capitol sind eine

---

<sup>40</sup> Literatur oben Anm. 15. C. Dulière, *Lupa Romana* (1979) Abb. 99.

Zutat der Renaissance. Der griechisch geschulte Meister überläßt es unserer Phantasie, uns die Zwillinge vorzustellen. Die schwellenden Euter der Wölfin sagen deutlich genug, daß wir uns die Knaben im Schutz der Mutter zu denken haben, auch wenn sie nicht dargestellt sind. Wichtiger ist dem Künstler, wie die Wölfin einem Feind droht, den sie wittert. Spätere Kunst will dann deutlicher erzählen. So erklärt sich die Nachricht bei Livius, 295 v. Chr. hätten römische Ädilen, aus der Familie der Ogulnier, selbst ein Zwillingspaar, die Zwillinge unter der Wölfin hinzugefügt. Bei Nachbildungen der so ergänzten Gruppe war es natürlich, daß die Wölfin den Kopf mütterlich den Neugeborenen zuwendet. Aber das Säugen im Stehen behielten die Künstler meistens bei, weil man sich dem Vorbild der stehenden Wölfin auf dem Capitol nicht entziehen konnte.

Dieses eherne Symbol der Ursprünge Roms, das genialste Werk, das aus dem Rom des frühen fünften Jahrhunderts erhalten ist, verbindet die Anfänge klassischen Verstehens mit dem italischen Sinn für große vibrierende Flächen. Bachofen war der erste, der das herrliche Bild in seinem geschichtlichen Zusammenhang und im ganzen Umfang seiner Bedeutung untersucht hat<sup>41</sup>. Seine Methode, von den öffentlichen Denkmälern auszugehen und sich dann den Grabdenkmälern zuzuwenden, und immer auf den historischen und ikonographischen Zusammenhang zu achten ist gegenüber den früheren Studien gereift. So hat er das römischste unter den Symbolen gedeutet, die in aller Vieldeutigkeit doch gemeinsam von der ewigen Bestimmung unseres Daseins zeugen. Im Aufsatz über die Wölfin wollte Bachofen an einem unwiderleglichen Beispiel Grundgesetze des Mythos und der Symbolik aufweisen. Zusammenfassend sagt er vom Symbol der Wölfin: „Dasselbe Bild, welches die Größe und Ewigkeit Roms, den Ruhm und den göttlichen Beruf seiner Kaiser zur Anschauung bringt, dasselbe begegnet . . . auf Grabdenkmälern als Denkmal jener Mutterliebe, die auch die schreckendste aller feindlichen Gewalten, den Tod, sich unterwirft“. In dieser reifsten der kleineren Schriften klingt Bachofens Stimme, wie Meuli sagt, dunk-

---

<sup>41</sup> Die bewundernswerte Schrift *La lupa romana su monumenti sepolcrali*, *Annali dell'Ist.* 39, 1867, 183 ff.; 40, 1868, 421 ff.; 41, 1869, 288 ff. wird ebenfalls in Band 5 der Gesammelten Werke erscheinen. Die Forschung hat erst begonnen, die Bedeutung der Schrift zu würdigen.

ler, strenger, mächtiger, ergreifend in ihrem tiefen leidenschaftlichen Ernst.

Bachofens zweites Hauptwerk zur Symbolik, die „Unsterblichkeitslehre der orphischen Theologie“ erschien 1867. In der „Unsterblichkeitslehre“ ging Bachofen von einem der schlauchförmigen Weinbehälter aus, die im Hellenismus in Apulien häufig sind. Ihre Dekoration macht die Symbole unsterblichen Lebens eindringlicher und greifbarer, die man von den älteren apulischen Vasen kennt, die Meerwesen, die zum Himmel fahrenden Gespanne, die Trauernden am Grab, die manchmal in die Vorstellung von seligen Verstorbenen übergehen.

Als Ergänzung zur „Unsterblichkeitslehre“ kann man das Werk über die römischen Grablampen auffassen, das Bachofen nicht mehr vollenden konnte; was er hinterlassen hat, ist zusammen mit der Unsterblichkeitslehre nun im 7. Band der Gesammelten Schriften neu veröffentlicht. Meuli hat die „Unsterblichkeitslehre“ die glänzendste und glücklichste unter den wissenschaftlichen Schriften Bachofens genannt, im dichten gedrängten Reichtum ihres Gehalts und in der tiefen Leuchtkraft ihrer Sprache. Hier hat Bachofen ganze Motivgruppen zum erstenmal im Zusammenhang gedeutet: die das Heilige Land der Isis feiernden Nilandschaften, die Hirten- und Tiersymbolik, besonders die Meerwesen, die nicht wie der Mensch in der tödlichen Salzflut umkommen und deshalb schon seit frühester Zeit Unsterblichkeit verkörpern; dazu kommen die aphrodisischen, dionysischen und agonalen Glücksvorstellungen, Kultszenen, und schließlich die frühchristliche Symbolik als Fortsetzung der heidnischen. Alle Symbole wurden für Bachofen Elemente seiner neuen religiösen Sprache, in der die heidnischen Symbole die christliche Symbolwelt bereichern.

Wie das Werk über die Gräbersymbolik neben dem über das Mutterrecht stand, so steht das Werk über die Unsterblichkeitslehre neben dem über die Geschichte der Familie, das sich aus dem Nachlaß zu den Antiquarischen Briefen erschließen ließ. Nach Meulis Nachweis<sup>42</sup> lassen die Abbildungen in Bachofens Grablampen drei Hauptstufen in diesem Spätwerk, der Geschichte der Familie, unterscheiden: erstens die Herden und Hirten, bei denen an die Fragen der

---

<sup>42</sup> Oben S. 29. 7, 515 ff.

Tierfamilien, Tiergesellschaften, der Tierpsychologie und Tiersozio-logie zu denken ist. Der Stufe von Mutterrecht und Ackerbau gehören die Bilder der Muttergöttin und der Tiermütter an. In der dritten, vaterrechtlichen Stufe folgen die Symbole der Wiedergeburt, die Schmetterlingspuppe, die Blütenknospe, die Geburt aus dem Ei und alles Dionysische.

Es sei noch betont, daß Bachofen nicht nur Motivgruppen, sondern ganze Denkmälergattungen im Zusammenhang zu deuten unternommen hat, die Tonlampen, die unteritalischen Vasen, besonders die mit plastischen Figuren verzierten, dazu die römischen Sarkophage mit ihrem Schatz an Mythenerzählungen. Viele Details an Bachofens Erklärung der Denkmäler, die wir hier gesehen haben, sind durch neue Forschungen berichtigt, aber sein Spürsinn ist erstaunlich, gerade solche Werke zur Untersuchung auszuwählen, die unsere Forschung bis heute immer wieder beschäftigen. Von Penthesilea sagt er: Erst an der Sterbenden erkennt Achill ihre ganze Schönheit: „es ist Plato, der uns diese Bedeutung des Bildes enthüllt“, die irdische Erscheinung des Göttlichen<sup>44</sup>.

Eine andere Gruppe von Symbolen ist erst von der neueren Forschung auf den römischen Sarkophagen erkannt worden: Die der Tugenden Tapferkeit, Milde, Eintracht, Frömmigkeit und musischer Bildung<sup>43</sup>. Ferner hat man erkannt, daß die Lampen nicht nur für den Grabgebrauch bestimmt sind, daß diese ganze Unsterblichkeitssymbolik auch das diesseitige Leben weiht, in einer Weise, die der modernen profanen Betrachtung bis heute weithin unverständlich geblieben ist.

Wie die künstlerische Form der Sagenbilder auf Sarkophagen durch den sepulkralen Sinn bestimmt ist, beginnt man erst in den letzten Jahrzehnten zu verstehen<sup>45</sup>. Aber schon Bachofen sagt in der Gräbersymbolik: „Allmählich tritt die ganze Mythenwelt in die Grä-

---

<sup>43</sup> Grundlegend G. Rodenwaldt, Der Stilwandel der antoninischen Kunst, Abhandlungen Preuss. Akademie 1935. Dazu Wort und Bild a. O. (Anm. 26) 135ff. 216. P. Blome, Zur Umgestaltung griechischer Mythen in der römischen Sepulkralkunst, Röm. Mitt. 85, 1978, 435ff.; 90, 1983, 201ff. Antike Kunst 20, 1977, 43ff. K. Schefold, Bilderbücher als Vorbilder römischer Sarkophage, *Mélanges de l'Ecole Française* 88, 1976.

<sup>44</sup> Autobiographie 324.

<sup>45</sup> Oben Anm. 43. Dazu 4, 61.

ber ein... zur Darstellung religiöser, ethischer und moralischer Wahrheiten... und zur Erregung trostreicher Ahnungen... Neue Symbole und neue Mythen schafft die spätere Zeit keine... Aber dem Schatz überlieferter Darstellungen weiß das mehr auf das Innere gerichtete Menschengeschlecht eine neue, vergeistigte Bedeutung unterzulegen... Ist (in der griechischen Kunst) durch die anthropomorphe Gestaltung des Göttlichen der Himmel auf die Erde herabgestiegen, so wird jetzt durch den Eintritt der Mythen in das Mystereium der Erde... das Menschliche wieder zum Göttlichen zurückgeführt und in den Schicksalen der Heroen die Trefflichkeit und Tugend als der einzige Weg zur Überwindung der Materie und zum endlichen Lohne der Unsterblichkeit...“. Aus diesen Sätzen Bachofens spricht religiöser und philosophischer Geist, der alles Einzelne im Zusammenhang des Ganzen sieht. Sein existentielles sich Verantworten vor der Alten Geschichte wurde erst ein Jahrhundert später von Ludwig Curtius, Ernst Buschor, Walter F. Otto und Karl Meuli wieder aufgenommen.

Wir haben versucht, Bachofens Gesamtwerk aus seiner Religion zu verstehen, die ihn folgerichtig zu einer immer universelleren Betrachtung der Schöpfung und ihrer Geschichte führte. Andreas Cesana hat umgekehrt in seiner sorgfältigen Basler Dissertation von 1983 über Bachofens Geschichtsdeutung als Ziel von Bachofens Forschungen die Erkenntnis und Bestätigung der Wahrheit der christlichen Offenbarung angenommen. Was Cesana als Ziel sieht, halte ich für den Ausgangspunkt. Von hier aus suchte Bachofen nicht nur in der Heiligen Schrift sondern in der ganzen Schöpfung die Sprache des Schöpfers zu hören, soweit es dem Menschen möglich ist. Dabei sind ihm Symbole und Mythen wichtiger als bloße Fakten, weil Symbole und Mythen die Geheimnisse des Lebens deuten. Was man für Bachofens System der Geschichtsdeutung gehalten hat, ist nur ein hypothetischer Entwurf, mit dem er zu verstehen versucht. Dabei ist seine Wünschelrute der hohe Rang der Phänomene, die er untersucht. Seiner Ehrfurcht vor der physischen und geistigen Schöpfung verdanken wir den Adel seiner Sprache.

Bachofen gehört nicht zu den Forschern, die einen Menschen oder sein Werk mit dem Zollstock ihrer Weltanschauung messen, so wie einer gefragt hat, „Kann man Goethe einen Christen nennen“? Bachofen fragt umgekehrt: Was sagt mir Gott durch seine Schöpfung,

also um im Bild zu bleiben, wie kann ich Goethe verstehen und damit mein bisheriges Weltbild bereichern und vertiefen?

Cesana zeigt, daß Bachofen in keinen herkömmlichen Begriff von Wissenschaft einzuordnen ist. Aber erweist sich das Große einer Persönlichkeit nicht gerade darin, daß sie nicht einzuordnen ist, sondern neue Wissenschaften begründet? Bachofen hat als erster seiner Zeit Gegenwelten vorgestellt, die durch die Religion bestimmt sind, Mutterrecht und Römertum. Meuli und Doermann haben in kongenialen Schriften den Entdecker des Mutterrechts als Begründer der vergleichenden Rechts- und Religionswissenschaft und der Soziologie geschildert<sup>46</sup> und jüngst hat Th. Gelzer gezeigt (oben Anm. 1), wieviel dieser Gründer der jüngsten Religionsgeschichte und Ethnologie zu sagen hat. Bachofens großes Wesen entzieht sich auf den neuen Wegen seines Forschens allen Einordnungen.

Nach dem Jahrhundert Goethes hat wohl keiner unserer Großen wie Bachofen in der ganzen Schöpfung und in ihrer ganzen Geschichte die Sprache einer höheren Weltordnung zu vernehmen versucht. Auf dies Ganze der Schöpfung waren einst alle alten Kulturen gerichtet. Seit der Renaissance hat man mehr und mehr die biblische und die profane Welt getrennt. Bachofen mahnt, diese Spaltung zu überwinden und eine neue Sprache für die göttliche Allgegenwart zu finden.

Ich schließe mit Sätzen aus dem letzten Nachwort, das Meuli zu veröffentlichen vergönnt war, dem zur „Unsterblichkeitslehre“ und zu den „Grablampen“<sup>47</sup>: „Wesentlich ist die unbeirrbar sichere, mit der Bachofen an der symbolischen Deutung als an der einzig richtigen festhält, allein gegen die ganze zeitgenössische Gelehrtenwelt . . . Wesentlich ist der große Wille und die Fähigkeit, eine Fülle literarischer und archäologischer Einzelnachrichten zu einem Gesamtbild zu vereinigen, dessen Reichtum, Geschlossenheit und Tiefe immer eindrücklich bleiben wird, zumal der Mann, dem kein Ehrgeiz ferner lag als schön zu schreiben, ein Künstler im wahren Sinn gewesen ist. An dem Ernst und der Größe seiner Gesinnung, an seiner leidenschaftlich verehrenden Hingabe vermag sich auch heute noch Begeisterung zu entzünden“.

---

<sup>46</sup> Vor allem in den Nachworten zu *Gesammelte Werke* Band 3.7.8.

<sup>47</sup> 7, 532; vgl. auch 488, 496.